This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 261 671

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

# Ludwig Uhland.

# Ludwig Uhland.

---

Eine Studie zu seiner Säkularfeier

von

Hermann Fischer.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1887.

Alle Rechte,
insonderheit in Beziehung auf Uebersetzungen, sind von der
Verlagshandlung vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

PT2543
Z4F5

Friedrich Vischer

in Verehrung

dargebracht.

M323868

Am 26. April 1787 ist Ludwig Uhland zu Tübingen geboren worden. Wie sein Tod vor bald fünfundzwanzig Jahren zu einer Leichenfeier Anlaß gegeben hat, dergleichen das bescheidene Tübingen bis dahin noch keine gesehen hatte, so hat auch die hundertjährige Feier seiner Geburt die festlichsten Veranstaltungen hervorgerufen. Auch litterarische Gaben für das Fest haben nicht gefehlt. An diese mag sich im folgenden eine weitere anreihen, in welcher ich versucht habe, das äußere Leben des Dichters, über das wir schon sehr ergiebige Quellen besitzen, nur kurz zu entwerfen, daneben aber ein Bild von seiner Eigenart als Dichter, als Patriot und als Gelehrter zu versuchen. Hundert Jahre sind seit der Geburt des Dichters, mehr als siebzig seit dem ersten Erscheinen seiner Gedichte verflossen: das ist wohl ein genügender Zeitraum, um einen überschauenden Blick über seine Stellung in unserer Litteratur- und Geistesgeschichte zu gestatten. Die politischen Kämpfe, in die sich Uhland mitten hinein gestellt hat, stehen seit der Errichtung des Deutschen Reichs in keiner praktischen Verbindung mehr

mit jetzigen Verhältnissen und Verwicklungen, man wird wohl versuchen können, eine Darstellung derselben ohne Voreingenommenheit zu geben. Die gelehrte Bewegung, an welcher Uhland Anteil genommen hat, ist in der Hauptsache abgeschlossen, die Forschungen unserer Germanisten haben sich zumeist von der altdeutschen Poesie und Kultur ab und dem sprachlichen Gebiete zugewendet, so daß sich der Platz, den Uhland hier zu beanspruchen hat, mit einiger Genauigkeit bestimmen lassen dürfte. Auf der andern Seite ist aber durch ein paar Werke, welche Zeit und Personen in urkundlicher Treue vorführen, auch dafür gesorgt, daß es dem zeitlich ferne Stehenden nicht an den Lokalfarben fehle, welche zu dem Bilde des Mannes und seiner Umgebung gehören.

# 1.

Es ist ein oft gehörtes Wort: man könne Uhland nicht verstehen, ohne die Landschaft, in der er und seine Lyrik zu Haus ist, zu kennen. Ich möchte dieses Wort auf das Menschliche übertragen. Uhland hängt mit den Zuständen seiner Heimat aufs allerengste zusammen. Recht wohl ist es ihm nur in diesen alten Verhältnissen, mag auch sein reicher Geist nach allen Seiten darüber hinausgreifen.

Die Familie Uhlands war schon ein paar Generationen vor ihm in Tübingen angesessen. Sein Urgroßvater hatte sich im Jahr 1720 daselbst niedergelassen und eine noch in unserem Jahrhundert angesehene Handlung begründet. Dessen Sohn schlug nach altwürttembergischer Sitte die geistliche Laufbahn ein; er wurde Professor der Theologie und Superattendent des Stifts und hat in dieser ehrwürdigen Stellung noch bis in die Jünglingsjahre des Enkels hinein gelebt, denn er starb erst 1803, mit einundachtzig Lebensjahren auf dem Rücken. Von den Kindern, die ihm seine

Frau, die Tochter des Landschaftseinnehmers Stäudlin, geboren hatte, ist neben des Dichters Vater, Johann Friedrich, noch der spätere Tübinger Oberamtsarzt Ernst Uhland zu nennen, welchem man in den Werken über seinen Neffen da und dort begegnet. Johann Friedrich selbst studierte die Rechte und wurde der Amtsnachfolger und Schwiegersohn des Universitätssekretärs Hofer. Er war 1756 geboren und ist am 29. August 1831 gestorben, im Alter von fünfundsiebzig Jahren, wie nach ihm sein Sohn. Körperliche Kraft und Langlebigkeit ist in der Familie erblich gewesen; von den direkten Vorfahren des Dichters bis zu dem Begründer der Tübinger Linie hinauf ist keiner unter siebzig Jahren verstorben. Von der Mutter Uhlands kennen wir einen Bruder, den im Jahr 1813 verstorbenen Pfarrer Hofer in Schmiden bei Cannstatt; er ist es, den Uhland in zwei ganz besonders aus seiner eigensten Natur entsprungenen Gedichten, „Auf den Tod eines Landgeistlichen" und „Auf der Ueberfahrt", verewigt hat. Die Mutter selber zeigt sich als eine ausgezeichnete Frau in einigen Briefen an den Sohn, aus denen ungemein viel Verstand und weiblicher, auf das Praktische gerichteter Sinn, ohne Verzicht auf feinere Regungen und höhere Strebungen des Geistes, in einer herzerquicklichen Weise redet. Der Vater muß ein durch und durch ehrenwerter, gerader und gerechter Biedermann gewesen sein, der dem Sohne die festen Bestandteile seines Wesens vererbt haben mag; die feineren kamen jedenfalls von

der Mutter. Wir wissen von vier Kindern. Das älteste starb nach der Geburt. Das zweite, 1785 geboren, war ein hoffnungsvoller Knabe, Friedrich mit Namen, der aber schon neunjährig vom Scharlachfieber dahingerafft wurde. Zwei Jahre nach ihm war Ludwig geboren; und acht Jahre nach diesem eine Schwester Luise. Diese verheiratete sich im Jahr 1818 mit einem aus Walesrode stammenden Theologen Meyer, der Diakonus in Haiterbach, später in Pfullingen wurde; sie starb schon im Jahr 1836, ihren Sohn hat Ludwig, der kinderlose Bruder, in sein Haus aufgenommen.

Die Umgebung, in welcher Uhland aufwuchs, ist charakteristisch für Zeit und Ort wie auch für manches in seinem eigenen Wesen und Handeln. Uhlands Geburtshaus ist nur wenige Schritte von der Amtswohnung des Großvaters und dem „Stift" entfernt. Diese Anstalt hat jahrhundertelang die geistige Physiognomie des württembergischen Landes bestimmt und beherrscht; bildet sie doch auch jetzt noch wenigstens einen sehr wesentlichen Faktor in derselben. Sie war die rechte Hochburg lutheranischer Rechtgläubigkeit, an welcher die württembergische Theologie mit einer für das ganze württembergische Wesen der vergangenen Jahrhunderte charakteristischen Zähigkeit festhielt; später als anderswo im protestantischen Deutschland drangen theologische Neuerungen durch die festen Mauern dieser im Innern noch ganz klösterlich eingerichteten Anstalt; erst in unserem Jahrhundert ist gerade das Stift zu

einer Pflegstätte freier theologischer Forschung, ohne irgend eine bestimmte Parteirichtung, geworden und es bis jetzt geblieben. Aber es war schon in alten Zeiten eine Heimat redlicher Arbeit und ein Vereinigungsort guter Köpfe. Aus früheren Klöstern waren das Stift selbst und die niederen Seminarien, welche auf dasselbe vorbereiteten, hervorgegangen; sie gewährten alle freie Verpflegung der Zöglinge, welche bei der damals sehr strengen Klosterzucht nicht viel Gelegenheit zur Geldverschwendung hatten. So wurde die theologische Laufbahn, welche überall zu den billigsten unter den akademischen Studien zählt, in Württemberg noch ganz besonders die Zuflucht für unbemittelte Jünglinge, namentlich für Söhne kleiner Beamten, in erster Linie der Pfarrer, in deren Familien der kirchliche Beruf noch bis auf unsere Tage öfters seit Jahrhunderten fortgeerbt hat. Aber dafür wurden sehr tüchtige Kenntnisse zur Aufnahme in diese Anstalten verlangt; die berühmte württembergische Spezialität des „Landexamens" war ein sehr enges Sieb, durch das geringere oder selbst mittlere Begabungen durchfielen. Talentvolle und fleißige Armut ist ganz eigentlich die Signatur der Kreise, die sich aus dem Stift rekrutierten. Eine ehrenwerte sittliche Lebensführung und ein bedeutendes, gründliches Wissen steht auf der einen, ein oft ganz idiotisch gemahnender Mangel an dem Weltverstand, den der Unbegabteste schließlich durch den Verkehr mit weiteren Kreisen gewinnt, auf der andern Seite der Medaille. Der

Einfluß des Stifts erstreckte und erstreckt sich aber noch viel weiter als bloß auf die theologischen Kreise. Der ganze höhere Lehrstand ging aus dem Stift hervor, wie wenigstens zum größeren Teile noch jetzt; und darüber hinaus war und ist die Zahl derjenigen beträchtlich, welche die theologische Laufbahn eingeschlagen, aber später gegen eine andere vertauscht haben und nun auch in weitere Kreise des Beamtentums etwas, oft sehr viel von der Atmosphäre, in der sie zuvor lebten, hineintragen.

Die württembergische Kirche war eine Korporation mit allen Rechten einer solchen und mit einem ganz beträchtlichen Vermögen. Neben ihr stand das weltliche Beamtentum: „Pfaffen und Schreiber", wie Unzufriedene sie nebeneinander stellten. Es ist eine Eigenheit der altwürttembergischen Verfassung, in welcher Fürst und Land einander als Kontrahenten eines Vertrags gegenüberstanden, daß es kein in der Person des Fürsten gipfelndes Beamtentum wie in modernen Staaten gegeben hat. Die Beamten sind weit weniger Staats- als Korporationsbeamten, und alle die einzelnen Korporationen sind wiederum vertreten in der großen Gesamtkorporation der „Landschaft". In dieser finden sich die Prälaten, d. h. die Vorstände der einzelnen alten Klöster, neben die Vertreter der weltlichen Aemter gestellt, mit welchen sie als eine Körperschaft zusammen tagen und beraten. Der Fürst steht neben draußen; er hat das „Kammergut" als Quelle seiner Einkünfte ein für allemal an-

gewiesen, damit kann er nach freiem Belieben schalten; die Landschaft ist gar nicht verpflichtet, ihm etwas darüber hinaus zu reichen, wenn sie das auch in den vielen Kompromissen, die sie mit einer Reihe von Herzögen schloß, oft genug gethan hat. Beide Teile, der Fürst in ganz absoluter Stellung als Patrimonialherr und die Landschaft als Verwalterin der Staatseinnahmen und Ausgaben, standen einander auf einer Linie gegenüber. Aus diesem Charakter der altwürttembergischen Verfassung stammen ihre Vorzüge und Gebrechen; aus demselben stammt auch ein gut Teil der württembergischen Volkseigenschaften: Neigung zur Beschränkung auf engere und engste Kreise neben einem sehr scharf ausgeprägten Rechtsgefühl und einem republikanischen Stolz, womit eine zähe Anhänglichkeit an das Alte und ein schwer besiegbares Mißtrauen gegen die Selbstherrlichkeit bedeutender Persönlichkeiten Hand in Hand geht. Für die Ausbildung moralischer Vorzüge ein vortrefflicher Boden, minder für die über konventionelle Schranken hinausstrebende Größe eines thatendurstigen Genies. Wenn Württemberg eine ganz bedeutende Anzahl tüchtiger und hochbegabter Köpfe, ein hohes Durchschnittsmaß der gelehrten Bildung aufzuweisen hatte, so hat es diesen Vorzug mit einem auffallenden Mangel an staatsmännischer und weltmännischer Bildung, mit der „Entschwäbung" seiner bedeutendsten und freiesten Geister — ich nenne nur Abbt, Schiller, Hegel, Hölderlin und Schelling — bezahlen müssen. Uhlands

geistiger Zuschnitt paßte freilich so vollständig zu der ganzen geistigen Gestalt seines Heimatlandes, daß er unbeschadet seiner hervorragenden Geisteskraft nicht über dieselbe hinauszustreben brauchte. Er war in sie schon durch Geburt und Verwandtschaft mitten hineingestellt.

Wie er durch seinen Großvater von väterlicher Seite mit der theologischen Großmacht im Lande Fühlung hatte, so durch den Vater und durch den Großvater von mütterlicher Seite mit der einflußreichen und bedeutenden Körperschaft der Tübinger Hochschule. Die Großmutter Uhland aber gehörte nicht bloß einer sehr angesehenen Familie in dem altwürttembergischen Familienheiligtum an, sondern war noch dazu die Tochter eines Beamten der Landschaft. Da haben wir die wesentlichen Bestandteile beisammen, aus denen sich der feste Boden bildet, in welchem Uhland wurzelt, aus welchem er nie versetzt worden ist, ohne welchen ihm auch gewiß der ihm zusagende Lebenssaft gefehlt hätte.

Es waren durchaus gesunde Verhältnisse, in denen der Knabe heranwuchs. Im väterlichen Hause Ordnung und Zucht, welche dem Sohne für sein ganzes Leben geblieben ist von der reinen und züchtigen Betrachtung des Menschenlebens im großen bis zur peinlichen Ordnung in allen Angelegenheiten des täglichen Geschäfts; Verwandte in Tübingen selbst und im Lande herum, welche ein gastfreies Haus offen hielten — ein schöner Zug in dem gegen Auswärtige nicht

übermäßig gaſtlichen Württemberg war die ungemeine Gaſtfreiheit gegen alles, was in einem beliebigen Grad verwandt oder auch nur „gut Freund“ ſein mochte, von welcher namentlich die Pfarrhäuſer zu ſagen wußten —; eine herrliche Gegend mit der geſündeſten Luft, mit den wechſelvollſten Spaziergängen und den mannigfaltigſten, ſtimmungsvollſten Landſchaftsbildern, erfüllt von hiſtoriſchen Erinnerungen, denen in ſpäteren Jahren der Mann mit unermüdlicher Treue und feinem Spürſinne nachforſchen ſollte. Uhland war ein friſcher, derber Knabe, in körperlichen Uebungen gewandt und außer den üblichen Kinderkrankheiten immer geſund; er hat auch ſpäter, während der zweiundvierzigjährigen Dauer ſeiner Ehe, keinen Arzt gebraucht bis zu ſeiner letzten Krankheit. Wie er an Leib und Seele unverdorben blieb, ſo hat er auch in der Schule ſich wacker gehalten. In der geſchätzten Lateinſchule Tübingens, der schola anatolica, war er faſt immer der Erſte ſeiner Klaſſe.

Wir haben noch Ueberreſte von ſeinen Schulleiſtungen. Die Kunſt, lateiniſche Verſe zu machen, ſtand damals an den württembergiſchen Schulen in voller Blüte. Uhland muß Meiſter in ihr geweſen ſein; man lieſt von hundert lateiniſchen Verſen, die er auf einmal für die Schule angefertigt habe. Es ſind uns ein paar Proben ſeiner Kunſt erhalten geblieben, aus etwas ſpäterer Zeit, aber die Uebung reicht jedenfalls noch in die Schulzeit zurück. Ein Gelegenheitsgedicht in Diſtichen von zierlichſter Urbanität verrät

bewunderungswürdige Gewandtheit, ein glückliches Studium der alten römischen Elegiker. Uns solcher Uebungen Ungewohnten imponieren derartige Leistungen allerdings mehr als einer mit ihnen vertrauten Zeit; Uhlands Verse standen aber auch damals jedenfalls über dem Durchschnittsmaß. Die sapphische Strophe, an sich wohl schwieriger und in der Schule minder geübt, hat sich ihm nicht ohne manchen Widerstand ergeben. Weit zahlreicher aber sind Uhlands Versuche im deutschen Gedichte noch aus der Zeit der Schule. Sie beginnen schon im Jahre 1800, und gleich aus dem folgenden Jahr kenne ich ihrer mehr als ein Dutzend. Eines derselben hängt allerdings unmittelbar mit der Schule zusammen, eine gereimte Bitte an den Rektor um Gewährung der Frühjahrsvakanz, ein anderes wenigstens mittelbar, denn es ist eine Uebersetzung aus Silius Italicus. Die übrigen sind ohne solche Veranlassung entstanden und haben die verschiedensten Gegenstände und Formen, sie zeugen von früher Gewandtheit des Ausdrucks, von der Kenntnis bedeutender Muster; aber wer wird von den Erzeugnissen eines Vierzehnjährigen erwarten, daß sie den späteren Meister verraten?

Im Jahre 1801 wurde Uhland konfirmiert; den vorbereitenden Unterricht hatte er beim Großvater genossen. Im Herbst desselben Jahres wurde der Vierzehnjährige unerwartet vor die Wahl seines Berufes gestellt. Seine eigenen Neigungen wären auf philologische Studien gegangen, aber diese waren damals

übermäßig gastlichen Württemberg war die ungemeine Gastfreiheit gegen alles, was in einem beliebigen Grad verwandt oder auch nur „gut Freund" sein mochte, von welcher namentlich die Pfarrhäuser zu sagen wußten —; eine herrliche Gegend mit der gesündesten Luft, mit den wechselvollsten Spaziergängen und den mannigfaltigsten, stimmungsvollsten Landschaftsbildern, erfüllt von historischen Erinnerungen, denen in späteren Jahren der Mann mit unermüdlicher Treue und feinem Spürsinne nachforschen sollte. Uhland war ein frischer, derber Knabe, in körperlichen Uebungen gewandt und außer den üblichen Kinderkrankheiten immer gesund; er hat auch später, während der zweiundvierzigjährigen Dauer seiner Ehe, keinen Arzt gebraucht bis zu seiner letzten Krankheit. Wie er an Leib und Seele unverdorben blieb, so hat er auch in der Schule sich wacker gehalten. In der geschätzten Lateinschule Tübingens, der schola anatolica, war er fast immer der Erste seiner Klasse.

Wir haben noch Ueberreste von seinen Schulleistungen. Die Kunst, lateinische Verse zu machen, stand damals an den württembergischen Schulen in voller Blüte. Uhland muß Meister in ihr gewesen sein; man liest von hundert lateinischen Versen, die er auf einmal für die Schule angefertigt habe. Es sind uns ein paar Proben seiner Kunst erhalten geblieben, aus etwas späterer Zeit, aber die Uebung reicht jedenfalls noch in die Schulzeit zurück. Ein Gelegenheitsgedicht in Distichen von zierlichster Urbanität verrät

bewunderungswürdige Gewandtheit, ein glückliches Studium der alten römischen Elegiker. Uns solcher Uebungen Ungewohnten imponieren derartige Leistungen allerdings mehr als einer mit ihnen vertrauten Zeit; Uhlands Verse standen aber auch damals jedenfalls über dem Durchschnittsmaß. Die sapphische Strophe, an sich wohl schwieriger und in der Schule minder geübt, hat sich ihm nicht ohne manchen Widerstand ergeben. Weit zahlreicher aber sind Uhlands Versuche im deutschen Gedichte noch aus der Zeit der Schule. Sie beginnen schon im Jahre 1800, und gleich aus dem folgenden Jahr kenne ich ihrer mehr als ein Dutzend. Eines derselben hängt allerdings unmittelbar mit der Schule zusammen, eine gereimte Bitte an den Rektor um Gewährung der Frühjahrsvakanz, ein anderes wenigstens mittelbar, denn es ist eine Uebersetzung aus Silius Italicus. Die übrigen sind ohne solche Veranlassung entstanden und haben die verschiedensten Gegenstände und Formen, sie zeugen von früher Gewandtheit des Ausdrucks, von der Kenntnis bedeutender Muster; aber wer wird von den Erzeugnissen eines Vierzehnjährigen erwarten, daß sie den späteren Meister verraten?

Im Jahre 1801 wurde Uhland konfirmiert; den vorbereitenden Unterricht hatte er beim Großvater genossen. Im Herbst desselben Jahres wurde der Vierzehnjährige unerwartet vor die Wahl seines Berufes gestellt. Seine eigenen Neigungen wären auf philologische Studien gegangen, aber diese waren damals

übermäßig gastlichen Württemberg war die ungemeine Gastfreiheit gegen alles, was in einem beliebigen Grad verwandt oder auch nur „gut Freund“ sein mochte, von welcher namentlich die Pfarrhäuser zu sagen wußten —; eine herrliche Gegend mit der gesündesten Luft, mit den wechselvollsten Spaziergängen und den mannigfaltigsten, stimmungsvollsten Landschaftsbildern, erfüllt von historischen Erinnerungen, denen in späteren Jahren der Mann mit unermüdlicher Treue und seinem Spürsinne nachforschen sollte. Uhland war ein frischer, derber Knabe, in körperlichen Uebungen gewandt und außer den üblichen Kinderkrankheiten immer gesund; er hat auch später, während der zweiundvierzigjährigen Dauer seiner Ehe, keinen Arzt gebraucht bis zu seiner letzten Krankheit. Wie er an Leib und Seele unverdorben blieb, so hat er auch in der Schule sich wacker gehalten. In der geschätzten Lateinschule Tübingens, der schola anatolica, war er fast immer der Erste seiner Klasse.

Wir haben noch Ueberreste von seinen leistungen. Die Kunst, lateinische Verse [illegible] stand damals an den württembergischen [illegible] voller Blüte. Uhland muß [illegible] sein; man liest von [illegible] er auf einmal für die [illegible] sind uns [illegible] ben, [illegible] jede[illegible] ge[illegible]

[illegible]

[illegible] en
[illegible] usik
[illegible] ngen
[illegible] bhär-
[illegible] tischen
[illegible] hat er
[illegible] im Jahre
[illegible] nnen hatte.
[illegible] Rückhalt, und
[illegible] denen sich eine
[illegible] will die ziemlich
[illegible] nde Uhlands, wie
[illegible] nnen, nicht anführen;
[illegible] mehrere dieser Namen
[illegible] chte unserer Litteratur
[illegible] ur die Namen Justinus
[illegible] zu nennen haben, welche,
[illegible] hland, 1803 und 1804 die
[illegible] e sind die eigentlichen littera-
[illegible] os, wie damals, so auch noch
[illegible] tritt später Schwab, der mit
[illegible] Rückkehr von Paris in Freund-
[illegible] Ich verspare aber auf einen an-
[illegible] meinsamen poetischen Bestrebungen

noch nicht in geordnetem selbständigem Betrieb an der heimatlichen Hochschule; und so war statt ihrer das Studium der Medizin in Aussicht genommen. Es wurde aber in jenem Jahr ein großes Stipendium frei, das nur für Theologen und Juristen bestimmt war, und so entschloß sich Uhland zu der Laufbahn seines Vaters, der juristischen. Der Entschluß mußte über Nacht gefaßt werden, und Uhland selbst sagt „gegen meines Herzens Drang". Uns ist nun freilich der Jurist unzertrennlich von dem Bild Uhlands, des nie gebeugten Vertreters alter geschriebener Gesetze wie der „ungeschriebenen Rechte" des gekränkten Volkes; und er selbst läßt ja den eben angeführten Worten das Bekenntnis folgen, daß ihn nichts so ergreife und zum Lied begeistere, als die Göttin des Rechts, wenn sie Völker zur Klage, Könige zur Rechenschaft rufe.

So weit war's im Jahre 1801 noch nicht. Uhland inskribierte zwar am 3. Oktober zum Studium der Rechte, aber von einer wirklichen Betreibung desselben konnte noch keine Rede sein. Es war nicht selten, daß Tübinger Bürgersöhne in so frühen Jahren akademische Bürger wurden. An der anatolischen Schule fehlten die Oberklassen. Dieselben wurden dann durch Privatunterricht ersetzt, der die formell schon zum Studium zugelassenen auf dasselbe vorbereitete. Uhland genoß solchen Privatunterricht bei dem Repetenten Seubert, der später Prälat wurde; wir erfahren außerdem, daß er Vorlesungen bei dem philologischen Professor Seybold hörte und daß Conz, der damalige

Hauptvertreter der klassischen Altertumswissenschaft und der schönen Litteratur in Tübingen, wohlwollende Teilnahme für ihn gezeigt hat. Neben der klassischen Litteratur wurden auch neuere Sprachen getrieben. Von den schönen Künsten huldigte Uhland der zeichnenden nicht ohne Geschick; namentlich im Aquarellieren von Landschaften hören wir ihn loben. Die Musik liebte er, aber ohne sie auszuüben. Körperliche Uebungen pflegte er und bewahrte sich Gewandtheit und Abhärtung bis in sein hohes Alter. An dem studentischen Leben in der herkömmlichen Art und Weise hat er keinen Anteil genommen, auch nicht, als er im Jahre 1805 sein eigentliches Fachstudium begonnen hatte. Er hatte an seiner Familie einen festen Rückhalt, und es fehlte auch an Freunden nicht, unter denen sich eine gehobene Geselligkeit anknüpfte. Ich will die ziemlich zahlreichen Namen der Jugendfreunde Uhlands, wie wir sie aus seinem Briefwechsel kennen, nicht anführen; für württembergische Ohren haben mehrere dieser Namen sehr guten Klang, aber die Geschichte unserer Litteratur nennt sie nicht. Sie wird nur die Namen Justinus Kerners und Karl Mayers zu nennen haben, welche, beide ein Jahr älter als Uhland, 1803 und 1804 die Universität bezogen. Sie sind die eigentlichen litterarischen Genossen Uhlands, wie damals, so auch noch weiterhin; zu ihnen tritt später Schwab, der mit Uhland nach dessen Rückkehr von Paris in Freundschaft getreten ist. Ich verspare aber auf einen anderen Ort, von den gemeinsamen poetischen Bestrebungen

und Versuchen der Freunde zu reden. Von dem muntern und harmlosen Ton der Geselligkeit, der unter ihnen herrschend war, geben uns die zahlreichen Briefe, welche Mayer in seinem gesprächigen Buch über Uhland veröffentlicht hat, einen Begriff. Mayer ist der gute, treue Kamerad mit einem Herzen voll Sonnenschein, etwas umständlich, fast zeremoniös nach schwäbischer Art und Weise, der Pfleger aller verwandtschaftlichen Beziehungen, die sich wie ein vielmaschiges Netz zwischen den Beamtenfamilien Württembergs hin und her spannen, das Auge für alles Feine und Schöne geöffnet, als Freund der Natur mit jener unendlichen Andacht zum Kleinen und Allerkleinsten begabt, die er in unzähligen epigrammartigen Liedern Ausdruck finden läßt; dabei aber der moralischen Natur nach kernhaft frisch, freiheitsliebend, ein rüstiger Wanderer, der das ganze Land die Kreuz und die Quer durchzogen und auch den nicht minder rüstigen Uhland noch um sieben Jahre überlebt hat.

Eine ganz andere Natur war Kerner. Schon frühe kränkelnd, hat er doch ein hohes Alter erreicht; seine nervöse Konstitution mag die Widersprüche und Schwankungen in seinem Wesen erklären. Er ist weich bis zur Unmännlichkeit, dann wieder jovial aufschnellend, ja satirisch angreifend. Des Jammerns ist schon in seinen Jugendbriefen kein Ende; aber ein Ruck, und der sanguinische Mann schlägt die Töne des ausgelassensten Humors an. In ihm ist von allen den Freunden am meisten von der romantischen Ironie.

Doch ist sie bei ihm nicht zersetzend und verneinend; die Bejahung erhält das Uebergewicht. Er bringt den Menschen und Dingen ein von Liebe überwallendes Herz entgegen; leicht verletzt, verzeiht er ebenso leicht. Sein Haus am Fuße der Weibertreu ist eine offene Herberge für die verschiedensten Geister gewesen; Lenau und Alexander von Württemberg haben dort gehaust, aber auch noch ganz andere Dämonen, die der menschenfreundliche Arzt armen Nerven- und Gemütskranken auszutreiben bemüht war. Auch sein Geisterglaube, den der von Haus aus ganz rationalistisch angelegte Uhland nie geteilt, den er vielmehr in der prächtigen „Geisterkelter" sehr anmutig ironisiert hat, nimmt an dem humoristischen Grundzuge des ganzen Mannes teil. Im Grunde treu und wohlmeinend, ist Kerner doch zum Spielen allzu geneigt. Der geistig unruhigste und nervös erregbarste unter den Freunden, tritt er auch, wie wir sehen werden, am frühesten selbständig, ja aggressiv, in die litterarische Oeffentlichkeit hinaus.

Uhland erscheint in den Briefen der Freunde immer als ihr geistiges Haupt. Schon in den Zeiten ihres akademischen Zusammenlebens hat er mehrere seiner vorzüglichsten Gedichte geschaffen. Seine ruhige Festigkeit, seine männliche Milde trugen weiter dazu bei, ihm schon in frühen Jahren das unangefochtene Ansehen zu verschaffen, dessen er sein lebenlang als der größte und beste unter den zeitgenössischen Dichtern seiner Heimat genossen hat. Varnhagen, der im Spätherbst 1808 nach Tübingen kam und mit Kerner bald

eine innige Freundschaft schloß, nennt Uhland „den entschlossensten, hartnäckigsten Schweiger", der ihm bis dahin vorgekommen sei. „Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz. Ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus." Neben Varnhagen, sagte Uhland selbst, habe man freilich schweigsam erscheinen müssen; aber es ging andern damals und später ebenso mit ihm. Er hatte die Art entschlossener und zielbewußter Charaktere an sich, welche nicht unnütz reden, welche zwar unbeugsam entschlossen sind, von ihren Meinungen kein Jota nachzulassen, es aber für ganz überflüssig halten, dieselben überall aufzutischen. Er ist im litterarischen und im politischen Leben seiner Ueberzeugung treulich nachgegangen, ohne andern die ihrige zu verargen. Eine gründliche und redliche Forschernatur, baute er seine Spezialforschungen auf das sauberste und gewissenhafteste aus, ohne den Kitzel zu encyklopädischem Wissen oder gar zur eiteln Auskramung eines solchen zu haben. Von echtem Stolz beseelt, war er sich zu gut, sich aufzuspielen. Huldigungen, die man ihm in späteren Jahren so oft darbrachte, waren ihm stets peinlich, vielleicht nicht bloß aus Bescheidenheit oder weil er sich da genötigt sehen konnte, öffentlich zu reden — was er, wo's die Sache wollte, ganz vortrefflich verstanden hat —, sondern auch, wie es Oehlenschläger einmal an ihm bemerkt haben wollte, aus einem Stolz, der wahrhaft großen Menschen kaum jemals fehlen kann. Wenn

man andererseits auf die in Uhlands Heimat so sehr häufige Ungewandtheit der Rede hinweist, die bei ihm besonders stark vorhanden war, so trifft das, wie bei uns Schwaben überhaupt, so auch bei Uhland nur in einer bestimmten Richtung zu. Wer die schwäbische Gesellschaft auch nur ein wenig kennt, der weiß, wie lebhaft, ja aufgeregt und leidenschaftlich die Unterhaltungen unserer Männergesellschaften sein können. Aber der Württemberger, falls nicht individuelle Eigentümlichkeit oder längerer Verkehr mit Fremden eine Ausnahme bewirkt, wird nur gesprächig in einem Kreise, wo er ganz heimisch ist. Er ist verletzbar und mißtrauisch; er hat von alter Zeit, von jenen Tagen Altwürttembergs her, wo sein Land eine Art von Insel im politischen und Kulturleben bildete, wo innerhalb desselben ein System von Korporationen den Organismus des Staates ausmachte, ein lebhaftes Bewußtsein von der Bedeutung seines Makro- und Mikrokosmus, ein ablehnendes Benehmen, das an Verachtung streift, gegen das Fremde und innerhalb seiner Grenzstöcke die Neigung, wieder neue Grenzen in Form der verschiedensten geselligen Korporationen zu bilden, deren gegenseitiges Verhältnis leicht in Feindschaft ausartet. So entsteht naturgemäß eine gewisse Abneigung gegen größere und freiere Geselligkeit, aber innerhalb der einmal gebildeten Kreise ein um so lebhafteres und durch Etikette wenig gestörtes Treiben. Auch von Uhland wissen die, welche ihm einigermaßen näher kamen, zu berichten, wie ganz anders, wie bequem gesellig er

sich gab, wo er in zusagender Gesellschaft war. Er war gar kein Freund der Einsamkeit; aber er liebte kleine, durchaus zusammengehörige Kreise. Die Männergesellschaft war es, die er nach süddeutscher Weise vorzog; in der ein gerades Wort kein Verstoß gegen die Gesellschaftsregel ist. Das Metzelsuppenlied und die beiden Trinklieder sind ihm vom Herzen gekommen, und aufs feinste hat er das Theetrinken, das Varnhagen zu seinem ehrlichsten Entsetzen in Tübingen noch nicht Mode geworden fand, zum Gegenstande zierlich-höflicher Ironie gemacht. Die gemischte Gesellschaft, in der oberflächliches Geistreichthun so gerne die Oberhand gewinnt, konnte ihm nicht zusagen; das Weib stand dem Manne voll tiefgründiger Empfindung zu hoch, als daß er mit ihm hätte kokettieren mögen. Am häuslichen Tisch oder in Gesellschaft weniger Freunde, da taute er auf; da konnte er beredt werden, ja von Lustigkeit sprühen. Ein liebenswürdiger Humor, der gerne die Spitze auch gegen sich selbst wendet, spricht aus manchen seiner Gedichte, und ein solcher war ihm auch im geselligen Verkehr eigen. Klatsch und Gemeinheiten durften da keine Rolle spielen, und die auch bei ernster Gegnerschaft mit dem schlimmsten Wort zurückhaltende Milde in der Form, die er in seiner politischen Polemik, in seinen wenigen kritischen Aeußerungen über litterarische Dinge an den Tag legt, ist ihm gewiß auch im geselligen Verkehr eigen gewesen. In jungen Tagen war er wohl lebhafter, humoristischer und zu lustigem Spaß, auch Spott aufgelegter als in

späteren Jahren. Wenn alle seine Briefe — sie sind ja leider die einzigen Originalurkunden, aus denen der Spätergeborne die Kenntnis seiner persönlichen Art sich zu geben schöpfen kann — eine ernste, gemessene Form des Ausdrucks bewahren, die in den an Fremde gerichteten fast ins Ceremoniöse geht, wenn wir in ihnen vergebens jene selbstgefällige, polemische Manier suchen, in die ein Briefschreiber so sehr leicht verfällt, so finden wir doch in den Freundesbriefen aus der Jugendzeit eine lebendigere Färbung, eine jugendliche, studentische Freude am Scherz, selbst am harmlosen Spott. In der Jugend, bis zu seinem dreißigsten Jahr etwa, hat er solchen Stimmungen auch öfters öffentlichen Ausdruck im Gedichte gegeben, aber nur in gewissen Schranken: der Humor ohne satirische Spitze herrscht bei weitem vor; wo sich Satire, Ironie findet, ist sie nie vergiftet und zeigt sich durchaus auf das litterarische Gebiet beschränkt, auf den Kampf zwischen der Romantik und ihren Gegnern, wo keine ernsten Lebensfragen ins Spiel kamen und wo die sittliche Beurteilung kein Forum hatte. Auf dem politischen Gebiet kämpft er ernst und gemessen; hier, wo auch der harmlos gemeinte Spott leicht verletzt, weil die tiefsten Ideen heraustreten und der Mittelpunkt des sittlichen Menschen in die Kampflinie rückt, ist nur in einem Gedicht, der „Wanderung", die Waffe des Hohns — und eines sarkastisch-vernichtenden — geschwungen; dieses Gedicht ist aber aus dem Jahr 1834, der Zeit der tiefsten politischen Enttäuschung, ein Jahr, nach-

dem Uhland seinen Beruf seiner politischen Ueberzeugung hatte zum Opfer bringen müssen, ohne eine Frucht für sein Vaterland davon zu ernten. In den Kämpfen um die Verfassung hatte er neben den Gedichten, die wir in der Sammlung seiner Werke lesen, auch satirische Worte auf Wangenheim gedichtet, aber er hielt es für Unrecht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Der Freundeskreis, in welchem Uhland während der Studentenjahre sich bewegte, war aus Angehörigen aller Fakultäten zusammengesetzt. Außer persönlicher Freundschaft bildeten auch litterarische Bestrebungen einen Kitt unter ihnen. Es war die Zeit, da die Romantik in ihre zweite Periode eintrat, die Zeit, da Brentano, Arnim, Creuzer in Heidelberg ihre romantische Hofburg aufgeschlagen hatten und aus ihr die Manifeste des neuen poetischen Glaubens in die Welt sandten. Die Tübinger Freunde nahmen an diesen Bestrebungen Anteil. Aus ihrer Studentenzeit sind nicht bloß die Dichtungen, mit denen sie zuerst im Gefolge der Romantik erschienen, sondern es entstand auch damals, im Jahr 1807, ein handschriftliches „Sonntagsblatt" in ihrem Kreise, welches in studentischer Kneipzeitungsweise, doch auch in ernsteren Tönen die Sache der Romantik vertrat; Uhland nahm einen hervorragenden Anteil daran. Die Dauer dieses Blattes war kurz. Mehrere Angehörige des Kreises verließen schon 1807 die Hochschule. Zwei Jahre später gingen Kerner und Varnhagen von Tübingen

fort. Auch Uhlands Bleiben war nicht mehr lang. Er hatte schon im Jahr 1808 das juristische Fakultätsexamen rühmlich bestanden; am 1. April 1810 übergab er seine Doktordissertation und disputierte zwei Tage darauf. Es war seine einzige Arbeit aus dem Gebiete des gelehrten Rechts und handelte de juris romani servitutum natura dividua vel individua. Die Abhandlung hat von Sachkennern eine höchst anerkennende Beurteilung erfahren; etwas Ungründliches zu machen wäre für Uhland eine Unmöglichkeit gewesen.

Schon als Uhland neun Jahre früher sich für das Studium der Rechte bestimmt hatte, war ihm von seinem Vater eine wissenschaftliche Reise in Aussicht gestellt worden. Sie trat er nunmehr an und gedachte mit der Wahl seines Reiseziels zugleich seinem praktischen Beruf und seinen litterarischen Neigungen zu dienen. Württemberg war ein Glied des Rheinbunds; den Code Napoléon in Frankreich selbst praktisch kennen zu lernen, konnte für die Ausübung des juristischen Berufes Nutzen bringen. So dachte jedenfalls der Vater Uhland, als er den Plan, nach Paris zu gehen, gut hieß. Der Sohn war nicht gewillt, an dieser Quelle praktischer Belehrung vorüberzugehen; aber was ihn nach Paris zog, war weit mehr die Liebe zur Poesie des Mittelalters, welche er dort in den Schätzen der großen Bibliothek so gut wie nirgends sonst studieren konnte. So reiste denn Uhland im Mai 1810 nach Paris, zum Entsetzen Kerners, der

dem Uhland seinen Beruf seiner politischen Ueberzeugung hatte zum Opfer bringen müssen, ohne eine Frucht für sein Vaterland davon zu ernten. In den Kämpfen um die Verfassung hatte er neben den Gedichten, die wir in der Sammlung seiner Werke lesen, auch satirische Worte auf Wangenheim gedichtet, aber er hielt es für Unrecht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Der Freundeskreis, in welchem Uhland während der Studentenjahre sich bewegte, war aus Angehörigen aller Fakultäten zusammengesetzt. Außer persönlicher Freundschaft bildeten auch litterarische Bestrebungen einen Kitt unter ihnen. Es war die Zeit, da die Romantik in ihre zweite Periode eintrat, die Zeit, da Brentano, Arnim, Creuzer in Heidelberg ihre romantische Hofburg aufgeschlagen hatten und aus ihr die Manifeste des neuen poetischen Glaubens in die Welt sandten. Die Tübinger Freunde nahmen an diesen Bestrebungen Anteil. Aus ihrer Studentenzeit sind nicht bloß die Dichtungen, mit denen sie zuerst im Gefolge der Romantik erschienen, sondern es entstand auch damals, im Jahr 1807, ein handschriftliches „Sonntagsblatt" in ihrem Kreise, welches in studentischer Kneipzeitungsweise, doch auch in ernsteren Tönen die Sache der Romantik vertrat; Uhland nahm einen hervorragenden Anteil daran. Die Dauer dieses Blattes war kurz. Mehrere Angehörige des Kreises verließen schon 1807 die Hochschule. Zwei Jahre später gingen Kerner und Varnhagen von Tübingen

fort. Auch Uhlands Bleiben war nicht mehr lang. Er hatte schon im Jahr 1808 das juristische Fakultätsexamen rühmlich bestanden; am 1. April 1810 übergab er seine Doktordissertation und disputierte zwei Tage darauf. Es war seine einzige Arbeit aus dem Gebiete des gelehrten Rechts und handelte de juris romani servitutum natura dividua vel individua. Die Abhandlung hat von Sachkennern eine höchst anerkennende Beurteilung erfahren; etwas Ungründliches zu machen wäre für Uhland eine Unmöglichkeit gewesen.

Schon als Uhland neun Jahre früher sich für das Studium der Rechte bestimmt hatte, war ihm von seinem Vater eine wissenschaftliche Reise in Aussicht gestellt worden. Sie trat er nunmehr an und gedachte mit der Wahl seines Reiseziels zugleich seinem praktischen Beruf und seinen litterarischen Neigungen zu dienen. Württemberg war ein Glied des Rheinbunds; den Code Napoléon in Frankreich selbst praktisch kennen zu lernen, konnte für die Ausübung des juristischen Berufes Nutzen bringen. So dachte jedenfalls der Vater Uhland, als er den Plan, nach Paris zu gehen, gut hieß. Der Sohn war nicht gewillt, an dieser Quelle praktischer Belehrung vorüberzugehen; aber was ihn nach Paris zog, war weit mehr die Liebe zur Poesie des Mittelalters, welche er dort in den Schätzen der großen Bibliothek so gut wie nirgends sonst studieren konnte. So reiste denn Uhland im Mai 1810 nach Paris, zum Entsetzen Kerners, der

sich nicht vorstellen konnte, was sein Freund dort suche. Er traf in Paris mit Varnhagen wieder zusammen, lernte auch Chamisso kennen, aber die wertvollste Bekanntschaft war die mit Immanuel Bekker. An ihn, eine ebenso gründliche und schweigsame Natur wie er selbst war, schloß er sich eng an. Bekker war zu klassisch-philologischen Zwecken nach Paris gekommen, huldigte aber daneben seinen Neigungen für romanische Litteratur. Er machte Uhland mit der spanischen und portugiesischen Sprache und Litteratur bekannt, Uhland ihn mit denen des Nordens; in der Pflege altfranzösischer Dichtung trafen sie beide zusammen. Es war damals von den Schätzen derselben noch ganz wenig bekannt. Uhland eignete sich mit seinem eisernen Fleiß, der auch durch die Kälte des Winters in dem mangelhaft geheizten Saal der Bibliothek nicht zu ermüden war, sehr bedeutende Kenntnisse auf diesem Gebiet an, die er sich zum größern Teile durch mühsames Studium der Handschriften selbst erwerben mußte. Eine Frucht dieser Studien war der „Aufsatz über das altfranzösische Epos", von dem ich später zu reden habe. Die Abschriften Uhlands aus altfranzösischen Handschriften haben noch andern Forschern gute Dienste gethan; und nicht vergessen darf ich die Anregung, welche er selbst durch seine Arbeiten zu manchen poetischen Werken erhalten hat, nicht bloß zu direkten Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte, sondern auch zu eigenen Schöpfungen, unter welchen sich ein paar seiner ausgezeichnetsten befinden. Das Feld war

weit, auf das sich Uhland hier begeben hatte, und versprach manche volle Frucht. Uhland wünschte sehr, seine glücklich begonnenen Studien noch länger fortsetzen zu können; aber der damals noch erforderliche Urlaub zum Aufenthalt im Ausland wurde ihm von seiner Regierung verweigert. So mußte er nach achtmonatlichem Aufenthalt am 26. Januar 1811 von Paris abreisen. Es war erstaunlich viel, was er sich dort in dieser für derartige Studien knapp bemessenen Zeit angeeignet hatte; aber er wird nur mit Schmerz an das gedacht haben, was er noch weiter hätte erwerben können. Auf der Heimreise nahm Uhland einen kurzen Aufenthalt bei Kerner, der sich im Wildbad als Arzt niedergelassen hatte. Die Freunde besprachen den Plan eines poetischen Almanachs, den Kerner noch im selben Jahr erscheinen ließ. Am 14. Februar ist Uhland wieder in Tübingen.

Es war wohl ein harter Sprung aus dem seine ganze Seele befriedigenden Gelehrtenleben in Paris in das eines Kandidaten der Rechte, mit einem Lebensberuf vor Augen, der auf solche geistige Genüsse hin vollends nicht mehr munden wollte. Die Juristerei machte ihm „tausend Skrupel", wie er seinem verschwiegenen Tagbuch anvertraute, und seinem Mayer klagte er, wie sehr er vereinsamt sei. Die Poesie, von deren „gewaltsamem und instinktmäßigem Vordringen unter ganz fremdartigen Beschäftigungen" er berichtet, und die gelehrte Arbeit an seinem Aufsatz über das altfranzösische Epos tröstete ihn.

Auch an neuen Freunden fehlte es nicht. Ich nenne Karl Mayers Bruder August, der damals die Rechte in Tübingen studierte, ein Jüngling von glühendem Geiste, von hoher musikalischer Begabung; vor allem aber Gustav Schwab, der als Student der Theologie im Stift lebte. Diese Bekanntschaft, welche schnell zu einer innigen Freundschaft wurde, hat für Uhland die größte und erfreulichste Bedeutung erlangt. Schwabs sanguinische Lebhaftigkeit ergänzte Uhlands bedächtige, ja mitunter schwerfällige Natur. Der fünf Jahre jüngere Mann schaute mit einer glühenden Begeisterung zu seinem Meister auf; es war ihm die höchste Befriedigung, sich Uhlands Schüler zu nennen, da er doch, im wesentlichen freilich auf ihm fußend, in manchen Bestandteilen und Richtungen seiner Poesie sich selbständig neben ihn stellen konnte. Die Bewunderung für Uhland auszusprechen, ist Schwab nicht müde geworden, und er hat in seiner litterarischen Thätigkeit, zumal als Redakteur des Morgenblatts, die ausgiebigste Gelegenheit dazu gehabt. Er war aber nicht bloß der treu ergebene Jünger, der Nachfolger und Genosse in der dichterischen Kunst, er war für Uhland noch mehr. Kerner und Mayer standen diesem im Alter näher, mit dem ersten hatte er die ersten Flüge in die poetische Oeffentlichkeit gethan, mit dem zweiten verband ihn politische Gesinnung und in den späteren Lebensjahren gemeinsamer Wohnort. Schwab aber hatte die unschätzbare Bedeutung für Uhland, daß er ihn auch auf seinen Gängen als

Forscher begleitete, daß er gewissermaßen ein Band zwischen der zeitlosen Dichtung Uhlands und der litterarischen Kultur der ganzen Zeit schlang. Er hatte vor den beiden andern Freunden die encyklopädische, philosophische Bildung des Stiftlers voraus, die bei ihm die bestimmte Richtung auf das Aesthetische nahm. Er hat sich mit antiker, mittelalterlicher und neuer Litteratur im umfangreichsten Maße befaßt und war als Gymnasiallehrer, als Verfasser eigener Werke, Herausgeber und Uebersetzer fremder, endlich als Redakteur einer mächtigen litterarischen Zeitschrift in seiner Heimat ein bedeutender Bildungsträger, eine litterarische Großmacht.

Nachdem Uhland anderthalb Jahre beschäftigungslos zu Haus gelebt hatte, eröffnete sich eine Aussicht für sein praktisches Leben. Er bekam den Vorschlag, als Sekretär beim Justizministerium provisorisch einzutreten, und es wurden ihm gute Aussichten weiterhin gemacht. Uhland zeigte sich bereit, erhielt am 3. Dezember 1812 das Anstellungsdekret und siedelte am 16. nach Stuttgart über. In der Hauptstadt des Landes hatte er nun siebzehn Jahre lang seinen Wohnsitz, den er erst zu Anfang 1830 infolge seiner Ernennung zum Professor wieder mit seiner Vaterstadt Tübingen vertauschte. Sein erster Beruf gewährte ihm aber keine Befriedigung. Der Minister von der Lühe wirkte schon von Anfang an abstoßend auf ihn und es bildete sich zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen kein angenehmes Verhältnis

aus. Auch der ganze Geschäftskreis, in den noch viel Kabinettsjustiz hereinragte, war dem Sinne des jungen Mannes zuwider. Angenehmer gestalteten sich die persönlichen Verhältnisse. Es konnte schon bei den nahen Beziehungen zu angesehenen Familien Stuttgarts nicht an einer freundlichen Ansprache fehlen. Manche alte Freundschaften wurden befestigt und neue gegründet. Man weiß namentlich von einer Gesellschaft geistreicher Männer, in die Uhland Aufnahme fand und die nach dem rühmlich bekannten Weinhaus, in dem sie verkehrte, die Schattengesellschaft genannt wurde. Für sie hat Uhland manches gesellige Lied gedichtet, unter anderem die Geschichte von den sieben Zechbrüdern, man möchte mutmaßen auch das Trinklied „Was ist das für ein durstig Jahr" und das Metzelsuppenlied. In diesem Kreise ging es nicht weniger frisch und burschikos zu als früher in dem Freundeskreis auf der Hochschule. Um so ernster und unerquicklicher war das praktische Leben. War das Regiment König Friedrichs für einen rechts- und freiheitsdurstigen Mann überhaupt kein Gegenstand freudiger Teilnahme, so gewiß am wenigsten für einen, der an diesem Karren selber mit ziehen sollte. Dazu die allgemeine Weltlage. Als Uhland sein Amt in Stuttgart antrat, war der russische Feldzug bereits an seinem gräßlichen Ende, dem Nichts, angelangt. Württembergische Soldaten wurden, und in nicht geringer Anzahl, die Opfer dieses Unternehmens. Zwei nahe Freunde Uhlands waren darunter. Der oben

genannte August Mayer war zur Armee ausgehoben worden und hatte den Feldzug als Leutnant mitgemacht; auf dem Rückzuge kam er um, niemand wußte genau zu sagen, wo und wann und wie. Auch einen andern, von mir noch nicht genannten Freund mußte Uhland in Rußland lassen. Friedrich von Harprecht hatte im Jahre 1805 in Tübingen Jurisprudenz studiert und war dort mit Uhland bekannt und befreundet geworden. Nach einer kurzen Beschäftigung mit der Forstwissenschaft war er dann seinem Hange zur militärischen Laufbahn gefolgt und hatte den österreichischen Feldzug des Jahres 1809 als Reiteroffizier mitgemacht. Der russische Feldzug sollte auch ihn verschlingen. Nachdem er bei Smolensk sich das Kreuz der Ehrenlegion erworben hatte, fand er in der Schlacht bei Moshaisk das Ende seiner kriegerischen Laufbahn durch einen Kanonenschuß, der ihm ein Bein zerschmetterte. Die Heilung ging gut vor sich und der Rekonvaleszent konnte sich mit Bildern friedlichen Lebens in der schwäbischen Heimat einwiegen. Auf dem großen Rückzuge kam er glücklich über die Beresina; aber er mußte mit Frostschäden in Wilna zurückgelassen werden und erlag dort am 10. Januar 1813 dem Nervenfieber. Er ist es, den Uhland in dem Gedicht „Auf der Ueberfahrt" seinem eigenen Oheim Hofer, der im nämlichen Jahre 1813 starb, gegenübergestellt hat:

Dieser, brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

aus. Auch der ganze Geschäftskreis, in den noch viel Kabinettsjustiz hereinragte, war dem Sinne des jungen Mannes zuwider. Angenehmer gestalteten sich die persönlichen Verhältnisse. Es konnte schon bei den nahen Beziehungen zu angesehenen Familien Stuttgarts nicht an einer freundlichen Ansprache fehlen. Manche alte Freundschaften wurden befestigt und neue gegründet. Man weiß namentlich von einer Gesellschaft geistreicher Männer, in die Uhland Aufnahme fand und die nach dem rühmlich bekannten Weinhaus, in dem sie verkehrte, die Schattengesellschaft genannt wurde. Für sie hat Uhland manches gesellige Lied gedichtet, unter anderem die Geschichte von den sieben Zechbrüdern, man möchte mutmaßen auch das Trinklied „Was ist das für ein durstig Jahr" und das Metzelsuppenlied. In diesem Kreise ging es nicht weniger frisch und burschikos zu als früher in dem Freundeskreis auf der Hochschule. Um so ernster und unerquicklicher war das praktische Leben. War das Regiment König Friedrichs für einen rechts- und freiheitsdurstigen Mann überhaupt kein Gegenstand freudiger Teilnahme, so gewiß am wenigsten für einen, der an diesem Karren selber mit ziehen sollte. Dazu die allgemeine Weltlage. Als Uhland sein Amt in Stuttgart antrat, war der russische Feldzug bereits an seinem gräßlichen Ende, dem Nichts, angelangt. Württembergische Soldaten wurden, und in nicht geringer Anzahl, die Opfer dieses Unternehmens. Zwei nahe Freunde Uhlands waren darunter. Der oben

genannte August Mayer war zur Armee ausgehoben worden und hatte den Feldzug als Leutnant mitgemacht; auf dem Rückzuge kam er um, niemand wußte genau zu sagen, wo und wann und wie. Auch einen andern, von mir noch nicht genannten Freund mußte Uhland in Rußland lassen. Friedrich von Harprecht hatte im Jahre 1805 in Tübingen Jurisprudenz studiert und war dort mit Uhland bekannt und befreundet geworden. Nach einer kurzen Beschäftigung mit der Forstwissenschaft war er dann seinem Hange zur militärischen Laufbahn gefolgt und hatte den österreichischen Feldzug des Jahres 1809 als Reiteroffizier mitgemacht. Der russische Feldzug sollte auch ihn verschlingen. Nachdem er bei Smolensk sich das Kreuz der Ehrenlegion erworben hatte, fand er in der Schlacht bei Moshaisk das Ende seiner kriegerischen Laufbahn durch einen Kanonenschuß, der ihm ein Bein zerschmetterte. Die Heilung ging gut vor sich und der Rekonvaleszent konnte sich mit Bildern friedlichen Lebens in der schwäbischen Heimat einwiegen. Auf dem großen Rückzuge kam er glücklich über die Beresina; aber er mußte mit Frostschäden in Wilna zurückgelassen werden und erlag dort am 10. Januar 1813 dem Nervenfieber. Er ist es, den Uhland in dem Gedicht „Auf der Ueberfahrt" seinem eigenen Oheim Hofer, der im nämlichen Jahre 1813 starb, gegenübergestellt hat:

Dieser, brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

Uhland hat das Andenken des Freundes auch noch anders als in diesem erst zehn Jahre später gedichteten Liede verherrlicht. Denn er ist es, obwohl er seinen Namen nicht nannte, der im Jahre 1813 die kleine Schrift „Denkmal Friedrichs von Harpprecht" herausgegeben hat: eine kurze Biographie des Verstorbenen, seine Feldbriefe aus den Jahren 1809 und 1812, eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte und ein paar Gedenkverse des Epigrammatikers Haug. Es war das erste Buch, mit welchem Uhland, obwohl nur als Herausgeber, an die Oeffentlichkeit trat, und es hat dadurch eine ehrwürdige Bedeutung für seine Freunde.

Der furchtbare Ausgang des russischen Feldzugs besserte für die Württemberger nichts. Preußen und Rußland erhoben sich gegen Napoleon, Oesterreich schloß sich später an. Aber als die großen Schlachten geschlagen wurden, welche den Fremdling vom deutschen Boden vertrieben, da stand Württemberg noch immer auf Napoleons Seite. Erst im November trat es den Alliierten bei. Man hat gefragt, warum Uhland nicht mit ins Feld gezogen sei; man hat darauf hingewiesen, daß die Begeisterung in Süddeutschland, dessen Fürsten durch Napoleon groß gemacht worden waren, weit geringer gewesen sei als im Norden. Man braucht diesen Hinweis nicht. In Württemberg wenigstens paßt er bloß auf den Fürsten. König Friedrich hatte von Napoleon die Königswürde und die Verdopplung seines Gebiets erhalten, auf Napoleons

Rat „chassez les bougres“ hatte er die ständische Verfassung seines Landes aufgehoben. Seine Unterthanen hatten an all dem wenig Freude; sie werden den Kaiser der Franzosen schwerlich für den Wohlthäter ihres Landes angesehen haben. Hatte Preußen die furchtbarsten Demütigungen, die Dezimierung seines Gebiets und unerschwingliche Kontributionen zu leiden gehabt, so war der Altwürttemberger aus geordneten, mit seinem geistigen Wesen eng verwachsenen Verfassungszuständen herausgeworfen worden und hatte mit dem verfassungslosen Regiment keine weiteren Wohlthaten bekommen als den Zuwachs einer Bevölkerung, gegen die er sich und die sich gegen ihn sträubte, und das Bewußtsein, an dem Glanz eines Weltbeherrschers als gehorsamster Diener teilnehmen zu dürfen, das er mit drückenden Heereslasten teuer genug bezahlte. Nein, mit der Anhänglichkeit an Napoleon war's auch in Württemberg nicht weit her. Aber man wird begreifen, wie schwer hier gerade die Lage genommen werden mußte, wie wenig Erhebendes und Begeisterndes darin liegen konnte, daß deutsche Brüder einen Krieg gegen Napoleon führten, in dessen Heere die Truppen Württembergs mitkämpften. Dieses Bundesverhältnis seines Königs zu ändern, hatte der verfassungslose Württemberger kein Mittel. Was hätte da Uhland thun können? Hätte er auf seine Landsleute schießen sollen? Oder war ihm zuzumuten, daß er den Krieg, in dem seine Mitbürger auf seiten des Feindes standen, besänge? Das Jahr 1813, die

Zeit der niederdrückenden und nicht zur Dichtung begeisternden geschäftlichen Widerwärtigkeiten und politischen Seelenkonflikte, ist bei Uhland überhaupt sehr arm an Gedichten.

Erst als sein eigenes Land bei dem Kriege gegen Napoleon mitthat, als unter den Fahnen des Kronprinzen „die Jugend Ruhm erfocht", hörte jener lähmende Konflikt der Pflichten und Interessen für den Württemberger auf. Und nun sehen wir Uhland, der zu Anfang des Jahres 1813 von dem „schauervollen Sturm aus Norden" gesungen hatte, der zerstörend in den Kranz der Lieder eindringe, nun sehen wir ihn selbst in den Reihen der „freudigen Telynschläger" eintreten. Schnell nacheinander entstehen in den ersten Monaten des Jahres 1814 die patriotischen Gedichte: „An das Vaterland", „Gesang und Krieg, 2.", „Vorwärts!", „Lied eines deutschen Sängers", „Die Siegesbotschaft" und schließen mit dem Siegesrufe:

Viktoria! mit uns ist Gott.

Mit ausgezogen ist er auch jetzt nicht. Er war doch schon bald siebenundzwanzig Jahre alt — Körner, an den man wohl gern vergleichsweise denkt, war doch erst einundzwanzig, als er ins Feld zog. In die Linie konnte er nicht mehr eintreten. Eine Landwehr sollte allerdings auch in Württemberg gebildet werden; schon Ende 1813 hatte die Mutter Sorge, Uhland könnte dazu ausgehoben werden. Er antwortete: „Ich kann nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei

uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während des Krieges eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten Staaten Deutschlands stattfindet, und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde." Aber es kam nicht zur Bildung dieser Landwehr und Uhland konnte später mit Bitterkeit bemerken, daß, wenn sie je zusammen käme, schon dafür gesorgt sei, „daß kein Unglück mit Gewehren geschehe".

In demselben Frühjahr 1814 entschied sich Uhlands Geschick im Staatsdienst. Er hatte bisher ohne Gehalt arbeiten und auf Kosten seines Vaters leben müssen. Sein Minister konnte sich der kategorischen Forderung, auf definitive Anstellung anzutragen, endlich nicht länger entziehen. Der Antrag wurde am 9. Mai 1814 abschläglich beschieden und auf die vorwaltende Ueberbürdung der Staatskasse hingewiesen. Durch einen Besuch bei den Eltern über ihr Einverständnis beruhigt, kündigte Uhland noch im selben Monat seine Stellung. „Ich darf nun auch aussprechen," schrieb er an seine Eltern, „daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen und nun vollends ein entschiedenes Anketten an dieselben mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. In denjenigen Geschäftsverhältnissen, worein ich hier immer

tiefer verwickelt werden sollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeschritten wäre, um so mehr an Seelenruhe und innerer Selbständigkeit verloren."

Zum Ministerialrat war Uhland verdorben. Er ging zur Advokatur über, die er sechzehn Jahre lang ausgeübt hat; sie gewährte ihm die Freiheit des Thuns und Lassens, aber zur Befriedigung gereichte sie ihm auch nicht. So sehen wir ihn in den nächsten Jahren mehrmals nach anderen Berufsarten suchen. Eine Prokuratur war ihm bei Uebernahme der Sekretärsstelle zugesichert worden, falls er in der letzteren nicht verharren wollte. Um eine solche kam er dann auch mehrmals ein, aber vergebens. Auch um andere Stellungen bewarb er sich und immer umsonst. Diese vergeblichen Bemühungen, zu einer sichern Anstellung zu gelangen, zogen sich durch die nächsten Jahre hindurch. Sie gingen von dem Streben aus, seine bürgerliche Existenz einmal zu befestigen; von einer besondern Neigung zum Büreaudienst kann bei Uhland nicht die Rede sein, aber er glaubte, die Fähigkeit in sich zu haben, sich zu überwinden und sich auch mit Dingen zu beschäftigen, die ihm „von Natur fremd, ja widrig" waren. Ihm sagte ausgesprochenermaßen ein philologischer Lehrstuhl am meisten zu, auf dem er durch sein Amt in fester Berührung mit den Lieblingsgegenständen seines Denkens und Forschens geblieben wäre. Um einer solchen Stelle willen wäre er, der eingefleischte Schwabe, sogar außer Lands gegangen. Noch vier, fünf Jahre nach seinem Austritt aus dem Staats-

dienſt hat er ſich um ſolche Stellen in Baſel und Bonn umgethan, auch ſich nach einer beliebigen Stellung in Frankfurt erkundigt, aber immer umſonſt. Im eigenen Lande ſchienen ſich Ausſichten zu eröffnen. Uhlands Vater meinte wenigſtens 1817, daß es ihm bei der Bewerbung um den Tübinger Lehrſtuhl der deutſchen Sprache und Litteratur nicht fehlen würde. Aber damals war ſchon der Verfaſſungsſtreit im Gang, und Uhland erklärte, daß er durchaus dem Grundſatz folgen müſſe, „vor Herſtellung eines Rechtszuſtandes in ſeinem Lande auf jede Stelle zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre". Ebenſowenig bezeigte er ein Jahr ſpäter Luſt, ſich um die Juſtitiarſtelle bei der Univerſität zu bewerben; daß ihm damals eine Stelle als Oberamtsrichter oder an einem Gerichtshof angeboten war, vertraute er nur ſeinem Tagbuch an. Seine Wahl zum Abgeordneten im Jahr 1819 und ſeine Verheiratung das Jahr darauf machten dieſen ſchwankenden Ungewißheiten ein Ende.

Aus jenen Jahren, aus dem Juni 1814 iſt das Gedicht „Unſtern". Ein ſolcher Unglücksmenſch mochte er ſich manchmal ſcheinen. Aber in einem und, wie uns Späteren bedünken mag, in der Hauptſache für ſeine Zukunft hatte er wenigſtens eben damals Glück. Im Jahr 1815 iſt die erſte Ausgabe von Uhlands Gedichten erſchienen.

Er war ſchon zuvor kein Unbekannter mehr. In mehreren Taſchenbüchern und Zeitſchriften war ſchon

eine bedeutende Reihe von Gedichten von ihm veröffentlicht worden. Der Beifall hatte ihnen nicht gefehlt. Schon 1810 schrieb Chamisso ganz entzückt über die ihm bekannt gewordenen Gedichte: „Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat"; neben Goethes Gedichte hatte sie schon früher Varnhagen gestellt, „ebenso wahr und rein, so frisch und süß". Die reiche Fülle der Produktion, die in ihm hervorgequollen war, äußerlich zusammenzufassen, war schon länger Uhlands Wunsch gewesen. Der Verleger von Kerners „Reiseschatten", dem er seine Gedichte schon 1811 oder 1812 anbot, wollte sie nicht nehmen. Der Freiherr von Wangenheim, als Kurator der Universität Tübingen mit Uhland bekannt geworden, erbot sich im Herbst 1814, Cotta zum Verlag der Gedichte zu bestimmen. Das Unternehmen kam zustande, und im Sommer oder Herbst 1815 erschien die erste Auflage, von der sich wohl weder der Verleger noch der Dichter selbst träumen ließ, daß ihr so viele — bis zum Tode des Dichters allein über vierzig — nachfolgen würden. Erst ging es nicht allzuschnell. Im Jahr 1820 erschien die zweite, 1826 die dritte; aber die weiteren folgten sich rascheren Schrittes, und schon von 1833 an ging wohl kein Jahr vorüber, ohne daß eine oder mehrere Ausgaben erschienen wären. Die erste Auflage enthielt der Zahl der Gedichte nach schon den größeren Teil dessen, was die letzten darbieten. Drei größere Gruppen fehlten noch ganz: die „Vaterländischen Gedichte" nebst den ihnen vorausstehenden,

die sich ebenfalls auf die politische Zeitlage beziehen; die „Altfranzösischen Gedichte“ und endlich der „Fortunat“. Alle diese traten schon in der zweiten Ausgabe hinzu, neben ihnen noch manche andere, und auch spätere Auflagen brachten noch diesen und jenen Zuwachs, einen besonders reichen und inhaltsschweren die achte vom Jahr 1834. Außer der Gedichtsammlung hat Uhland von eigenen poetischen Veröffentlichungen nur noch drei ausgehen lassen: die Vaterländischen Gedichte, welche in den Jahren 1816 und 1817, für den Bedarf der Kämpfe jener Zeit teils einzeln teils gesammelt erschienen — als Kuriosum mag erwähnt werden, daß Schwab sie ins Lateinische übersetzt hat — und dann in die zweite Auflage der Gedichte aufgenommen wurden; sodann die beiden Dramen „Ernst von Schwaben“, welches 1818, und „Ludwig der Baier“, welches 1819 erschienen ist. Auch diese beiden finden sich nunmehr in der Volksausgabe der poetischen Werke Uhlands sowie in der neuen Prachtausgabe mit den Gedichten in einen Band vereinigt.

## 2.

Als die erste Auflage von Uhlands Gedichten erschien, stand er schon völlig auf der Höhe seines poetischen Schaffens. Etwa zwei Drittel der Gedichte, die wir in der letzten, vollständigsten Ausgabe vereinigt sehen, finden sich schon in der ersten; und obwohl Uhland dann und wann auch Gedichte aus der Zeit vor 1815 in späteren Auflagen aufgenommen hat, während sie in der ersten fehlten, so stellt doch im ganzen jenes Verhältnis sich auch in der wirklichen Produktion Uhlands übereinstimmend dar, wie man leicht imstande ist zu erkennen, seit Holland aus dem Tagbuch des Dichters die Abfassungszeit für die weitaus überwiegende Mehrzahl der Gedichte bis auf den Tag genau mitgeteilt hat. Uhlands Poesie fließt reichlich etwa bis zu seinem dreißigsten Jahre; mit der Mitte des Jahres 1817 hört sie fast ganz auf. Bis dahin über zweihundert Gedichte in dreizehn bis vierzehn Jahren; von da an in elf Jahren nicht mehr als fünfzehn. Zwei weitere Epochen verhältnismäßig reicher Produktion zeigen sich noch in den Jahren 1829

und 1834; aber aus den folgenden drei Jahrzehnten — zehn Gedichte! Es war wohl in der That richtig, wenn man vielfach hörte, Uhlands Dichtung habe einen Frühling, aber keinen Herbst gehabt; aber es ist freilich unrichtig, wenn man diese Worte auf den Gehalt seiner Dichtungen bezieht. Denn in dieser Beziehung wird sich ergeben, daß Uhland, wie als Mensch, so als Dichter, sehr frühzeitig gereift und — niemals wirklich alt geworden ist. Man hat notwendigerweise Betrachtungen darüber anstellen müssen, wie ein so frühes Aufhören der Produktion zu erklären sein möchte. Hätten wir bloß die gedruckten Gedichte in ihren verschiedenen Auflagen, so könnte der Gedanke entstehen, Uhland hätte in späteren Jahren nur weniger Gedichte mehr in die Sammlung aufgenommen, sei es, daß er strenger gegen sich selbst geworden wäre, sei es, daß er den Band nicht zu sehr habe anschwellen lassen wollen. Wäre aber das der Fall gewesen, so hätte Uhland von seinen alten Gedichten wohl mehr als nur fünf in den spätern Auflagen ausgeschieden. Ich kann jedoch auf Grund der Kenntnis sehr vieler nicht in die Sammlung aufgenommenen Gedichte bestimmt behaupten, daß jene Annahme nicht zutrifft. Gerade aus den früheren Jahren, denen der lebhaftesten Produktion, liegen mir auch am meisten unveröffentlichte Gedichte vor, weit wenigere aus den spätern. So ist denn in der That anzunehmen, daß das poetische Schaffen bei Uhland früh aufgehört hat und nur selten wieder empor-

gequollen ist. Wenn wir näher zusehen, so ist auch im einzelnen ein mehr stoßweises als gleichmäßig fortlaufendes Schaffen wahrzunehmen. Mehrere Gedichte, nicht etwa bloß sachlich oder formell unter sich zusammenhängende, sondern auch ganz wesentlich verschiedene, entstehen schnell hintereinander, in einem Monat, in einer Woche, an einem Tag; dann Pausen, die auch in den früheren Jahren oft etliche Monate lang dauern. Man mag versucht sein, zu ergründen, ob solche rasche Produktivität und solch längeres Nachlassen derselben mit den äußeren Lebensgeschicken des Dichters irgendwie zusammenhänge. Im ganzen aber wird die Antwort negativ sein. Der Dichter des Frühlings hat die allerwenigsten seiner Gedichte im Frühling gedichtet, und so ist's auch im größeren. Allerdings hat der Aufenthalt in Paris mehrere Gedichte — der Mehrzahl nach aber Uebersetzungen und Bearbeitungen — aus dem altfranzösischen Sagenkreis zur Folge gehabt; die Verfassungskämpfe haben in ziemlich rascher Folge die „Vaterländischen Lieder" hervorgerufen; das Jahr 1813, wie schon erwähnt, bildet eine ziemlich leere Stelle in der sonst besonders fruchtbaren Dichtung jener Jahre. Aber weder Uhlands Verheiratung noch der Antritt seiner Professur haben irgend eine Steigerung seiner Produktion hervorgerufen; von den Jahren 1829 und 1834 spielt das erste gar keine Rolle in Uhlands Leben, das zweite aber, das Jahr nach seiner Amtsentlassung, wäre wohl eher angethan gewesen, seine Geister herunter-

als hinaufzustimmen. Man sieht, die Psyche des Dichters ist von den äußeren Erlebnissen des Menschen weit unabhängiger, als man meinen sollte. Wenigstens bei Uhland; vielleicht aber auch bei andern Dichtern, über deren Gedichte wir eben noch keine so genaue chronologische Kenntnis besitzen, wie über die seinigen.

Uhland selbst hat kein Hehl daraus gemacht, daß die Dichtung bei ihm nicht immer lebendig war. Er hat, was man ihm nicht genug danken kann, alle, die ihn um seinen Rat baten, ernstlich davor gewarnt, ihren Lebensberuf ausschließlich in der Poesie zu suchen; er hat dies wohl in erster Linie aus allgemeinen sittlichen und sozialen Erwägungen heraus gethan, aber er soll doch auch einmal hinzugesetzt haben: wie dann, wenn so ein Berufsdichter einmal aufwache mit dem Bewußtsein, kein Dichter mehr zu sein? Und ein andermal hat er auf die Frage, warum er denn die Muse so ruhen lasse, geantwortet: nein, sie lasse ihn in Ruhe. Auch seine Frau weiß davon zu erzählen, wie schwer er zum Dichten kam, wie lang er einen Stoff mit sich herum trug, ohne Hand daran zu legen, wie dann aber am guten Tage mit erstaunlicher Schnelligkeit die poetischen Gebilde sich zusammen krystallisierten. Es liegt darin etwas, was mit seiner tiefsittlichen Natur enge zusammenhängt. Uhland hat keinen Kitzel in sich, zu schaffen und mit Schöpfungen zu glänzen um jeden Preis; er ist stolz, aber nicht eitel, ganz und gar nicht. Er läßt die Muse zu sich kommen, sucht sie nicht mit Gewalt zu sich zu ziehen.

Bedeutende Ereigniſſe, die ihn im öffentlichen oder im Privatleben nahe berühren, locken leicht ein Gedicht aus ihm hervor; aber er macht keinen Anſpruch darauf, die Poeſie kommandieren zu können, und vollends von andern läßt er ſie ſich in keiner Weiſe kommandieren. Bekannt iſt die Erzählung, wie Uhland, von einer vornehmen Perſon um ein Gelegenheitsgedicht gebeten, den reitenden Boten, da er ſelbſt ſich nicht imſtande ſah, auf Beſtellung etwas aus ſich herauszupumpen, alsbald ins Wildbad zu Schwab weiter ſchickte, der denn auch wirklich aushelfen konnte. Mag er damit vielleicht etwas karg und ſchroff erſcheinen, mag man ihm mit der beliebten Unterſcheidung kommen, er ſei eben ein poetiſches Talent, keine poetiſche Natur geweſen: er ſteht doch ganz anders da als die leichtlebigeren Poeten, denen es immer fließt, die bei keiner Gelegenheit fehlen und ſchließlich mit ephemeren Gelegenheitsgedichten Bände füllen; ganz anders als ein Rückert, der keinen Einfall ſeiner unruhigen Phantaſie unterdrücken konnte, oder, um in der Nähe zu bleiben, Kerner, der mit ſeinem läßlichen Weſen und ſeinem Mangel an Selbſtkritik ſeine echten Perlen unter dem Gerümpel der wächſernen oft faſt vergraben hat. Schließlich hat doch jeder ſeine ausſetzenden Pulſe, und wer die Rückkehr einer poetiſchen Stimmung nicht abwarten mag wie Uhland, ſondern im Vertrauen auf die techniſche Fertigkeit — die Uhland doch wahrlich auch hatte — darauf los dichtet, der muß nur zu leicht das Lob einer allezeit friſchen und ſangbereiten

Dichternatur mit dem Tadel erkaufen, sehr oft nicht auf seiner eigenen Höhe zu stehen. Es ist wohl keine Blasphemie, wenn ich in diesem Zusammenhang auch Goethe nenne, der sich mit der wahllosen Veröffentlichung aller geringfügigsten Kleinigkeiten, „an Personen und zu festlichen Gelegenheiten" u. ä., wenigstens bei denen keinen Dank verdient hat, die noch eine Kritik an ihm für erlaubt halten.

Uhland gehört zu den Dichtern, bei denen die fast unüberseh bare Wirkung, die sie auf andere ausgeübt haben, weit mehr in die Augen springt als die Fäden, durch die sie selbst mit Vorgängern und Meistern zusammenhängen. Er ragt so sehr über alle früheren Lyriker, mit Ausnahme Goethes, empor, daß er von keinem irgendwie abhängig zu sein scheint. Und doch muß eine genauere Betrachtung notwendig auch bei ihm, wie bei jedem andern, einen Zusammenhang mit Früheren nachweisen können; wenngleich das Resultat einer solchen Betrachtung das sein wird, daß er in dem Innersten seiner Empfindung und in der charakteristischen Prägung seines poetischen Gutes so selbständig dasteht, wie kaum ein anderer.

Ich habe das Glück gehabt, beträchtlich über den Anfang von Uhlands Poesie, wie sich dieselbe in seiner Gedichtsammlung darstellt, zurückgreifen zu können. Es sind mir zahlreiche vor das Jahr 1804 fallende, bis 1800 zurückreichende Gedichte Uhlands bekannt geworden, von denen freilich manche schon bei Mayer, Notter, Jahn und in Uhlands Leben von seiner Witwe

gedruckt sind; ebenso kenne ich, wie schon bemerkt wurde, noch viele unveröffentlichte aus der Zeit nach 1804, mit welchem Jahre die Sammlung der Gedichte anhebt. Jene älteren Gedichte nun haben so gut wie nichts von dem späteren Charakter Uhlandischer Poesie an sich, kaum einmal wird man einen Ton von seiner Leier anklingen hören; es ist das ja nicht anders möglich, denn es sind Versuche eines Dreizehn- bis Sechzehnjährigen. Aber Versuche, die, gleich jenen lateinischen Schulversen, eine merkwürdige Gewandtheit zeigen. Die poetischen Formen sind dem Jüngling von Anfang an vertraut; er benützt auch solche, die er späterhin verschmäht hat, alcäische und sapphische Strophen und freie, reimlose Rhythmen. Uhland hat sich auch die Topik der Poesie schon zu eigen gemacht; er gebraucht mit Fertigkeit und Sicherheit die Bilder und Wendungen der klassizistischen Poesie. In den Bahnen dieser sozusagen schulmäßigen Stilart geht er noch fast durchaus. Man kann sich an Klopstock, an Schiller erinnert fühlen, aber an keinen von beiden in besonderem Maße. Richtiger wird man sagen: Der Anfänger gebraucht wie jeder Anfänger, aber mit größerer Sicherheit, als seinem Alter zuzutrauen wäre, und ohne sklavische Entlehnung, das bereits zum Gemeingut gewordene Handwerkszeug der klassizistischen Litteraturperiode, gerade wie hundert andere — zumal unter seinen Landsleuten —, welche schlecht und recht in den Weisen Klopstocks, Uzens, Kleists, Schillers weiter gedichtet haben.

Wo bleibt Goethe? fragt man billig. Sollte der größte Lyriker auf seinen würdigsten Nachfolger gar nicht eingewirkt haben? Hat doch Uhland selbst in späteren Jahren gegen Tieck zu dessen Befremden geäußert, er wüßte nicht, welche Dichtung neben dem stofflichen Einfluß der alten Ritterbücher besonders auf ihn eingewirkt haben sollte, außer die Goethes. In der That hat Goethe seine Wirkung auf Uhland nicht verfehlt, aber sie trat erst etwas später ein. Goethe hat auf manche Menschen jener Zeit nicht gewirkt, auf die Schiller großen Einfluß gehabt hat. Die Gegner der Romantik singen Schillers Lob mit heller Stimme, Goethes weit mehr in der Art, wie man vor einer Großmacht seine Knickse macht; oft aber sehen wir sie geradezu gegen Goethe ins Feld ziehen. Ich darf nur an die weltbekannte Weimarer Geschichte Kotzebues vom Jahr 1802 erinnern. Schiller ist der Rationalist, den die rationalistische Zeit mit Stolz den Ihrigen nennt; Goethe ist doch erst durch die Romantiker zu weiter reichender Berühmtheit gelangt, denn seine Verherrlichung bildet ja in der älteren Phase der Romantik ein Schiboleth dieser Schule.

Auch in Uhlands Gedichte dringt Goethe erst mit der Romantik ein, sogar eher erst im Gefolge derselben. Sehr bedeutend ist in der That Goethes Wirkung auf Uhland nicht, aber doch nicht zu unterschätzen. Ich rede dabei natürlich nicht von der großen und allgemeinen Wirkung dieser dichterischen Persönlichkeit, wer hätte sich der entziehen können? sondern

von Einzelheiten des Stils und der Auffassung. Sintenis in seiner hochschätzbaren Abhandlung über Goethes Einfluß auf Uhland, der einzigen, die man über solche stilistische Dinge zu Rate ziehen kann, hat manche kleine Züge namentlich im sprachlichen Ausdruck aufgeführt, welche einen Einfluß von seiten Goethes zu verraten scheinen. Sehr selten sind allerdings bei Uhland solche Gedichte, welche im ganzen an Goethes Art gemahnen; ich wüßte kaum ein paar namhaft zu machen, etwa „Die Abgeschiedenen", „Entschluß", „Waldlied", „Der Blumenstrauß", überhaupt einige von den Sonetten; wozu ich noch aus den dramatischen Entwürfen die Szenen aus „Francesca von Rimino" fügen kann, deren Dialog mich auffallend an den des Tasso gemahnt. Dann und wann findet man bei Uhland auch Gedichte, deren Gegenstand oder Haltung einem bestimmten Gedicht Goethes nachempfunden zu sein scheint. Sintenis hat, mit Glück, wie mir scheint, auf die von Goethe in dem mit Wieland herausgegebenen Taschenbuch auf 1804 veröffentlichten Gedichte hingewiesen; zu einigen derselben finden sich in der That unter Uhlands Gedichten Parallelen, bei deren Betrachtung man die Annahme, daß sie durch jene angeregt seien, sehr wahrscheinlich finden muß — aber nur angeregt, von Nachahmung ist weder in den Formen noch in den Gedanken die Rede; bei andern gestehe ich die von Sintenis gefundenen Aehnlichkeiten nicht finden zu können.

Weit größer und nachhaltiger war bei Uhland der Einfluß der Romantik; man muß aber hier nach Arten und Perioden derselben unterscheiden. Die Romantik im gewöhnlichen, landläufigen Sinn ist es, deren Einfluß wir in den ältesten gedruckten Gedichten Uhlands wahrnehmen. Es ist die Poesie der Fouqué und Genossen, welche zuerst ein entschieden kräftig wirkendes Ferment in seiner Poesie wird. Mit Fouqué war Uhland schon frühe befreundet; in Seckendorfs Almanach erschienen seine ersten Gedichte, an Fouqués Taschenbüchern hat er noch bis zum Jahr 1815 Anteil genommen. Es ist die ernstere, aber auch geistig und litterarhistorisch minder bedeutende Richtung der Romantik, die auf den ernsten Jüngling zuerst eingewirkt hat. Die Liebe zu der Poesie und Kulturwelt des Mittelalters ist ursprünglich nur eine Phase in den bunt wechselnden Liebhabereien der älteren Romantiker; aber sie hat sich Geltung und Dauer verschafft. Wenn Tieck in jener „mondbeglänzten Zaubernacht" sich gern erging, weil er da so recht nach Herzenslust phantasieren und Phantastereien treiben konnte, so nahmen es andere ernster. Die Poesie des Mittelalters war zugleich die alte vaterländische, und es ging mit ihr wie ein paar Jahrzehnte zuvor mit Ossian: man sah vieles in ihr für echt altertümlich, für groß und bewundernswert an, was diese Bewunderung kaum verdiente; man schuf sich aus einer noch sehr mangelhaften Kenntnis unseres Altertums ein Idealbild desselben, zu dem man sich in

den furchtbaren Nöten der Gegenwart gerne flüchtete; und der Grundcharakter dieses Bildes läßt sich mit keinem anderen Worte bezeichnen als mit dem Worte „romantisch“ in dem ganz gewöhnlichen Sinn, in dem man Webers Freischütz eine romantische Oper oder den Rheinfall ein romantisches Landschaftsbild nennt.

Uhland hat von dieser Romantik sich zuerst das wirklich Große angeeignet. Die beiden ältesten Gedichte in seiner Sammlung haben heldenhaften, altgermanischen Ton. Schon frühe war er auf das germanische Altertum in seiner unverfälschten Form aufmerksam gemacht worden; Lieder aus dem Heldenbuch, den Waltharius und Saxo Grammatikus hat er schon kurz nach dem Anfang dieses Jahrhunderts kennen gelernt; namentlich von dem Waltharius leitete er eine Revolution in seinem Geschmack her: „Was die klassischen Dichtwerke, trotz meines eifrigen Lesens, mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach.“ Sein ältestes von ihm selbst veröffentlichtes Gedicht, „Die sterbenden Helden“, geht ganz auf dieser Bahn und eröffnet auch nach seinem poetischen Werte den Reigen würdig genug. Charakteristisch ist hier zugleich, wie in andern Gedichten aus jener Zeit, die Verlegung des Schauplatzes in den skandinavischen Norden, mit welchem Uhland sich, wie seine gelehrten

Werke bezeugen, so gerne zu thun gemacht hat. Auch das zweite Gedicht, „Der blinde König", das zwar in seiner jetzigen Gestalt erst aus dem Jahr 1814 ist, aber in einer früheren, nur in der Form wesentlich abweichenden schon 1804 verfaßt wurde, spielt im Norden; es beruht auf einer Erzählung bei Saxo und ist das erste, leider auch für geraume Zeit das letzte Beispiel der Benutzung echter alter Heldensage bei Uhland. Erst „Klein Roland", 1808 gedichtet, zeigt wieder eine solche. Schon in dem „Blinden König", der noch frische und ungebrochene Kraft zeigt, spielt jene Romantik in der Art Fouqués und anderer Zeitgenossen mit herein und wird alsbald für eine Zeitlang vollständig herrschend. Jetzt treten die düsteren, schattenhaften, bald ossianisch melancholischen, bald abstrakt grausamen Könige auf, die greisen Harfner, die zarten Königstöchter, die unglücklich liebenden Schäfer, Mönche und Nonnen; ein nebelhafter, sentimentaler Charakter haftet den meisten dieser Gedichte an, die man wegen ihrer schemenhaften, leblosen Gestalten beim besten Willen im Gedächtnis nicht immer auseinanderzuhalten imstande ist. Der Ton ist bald mehr düster, bald einer freundlicheren Wehmut zugeneigt; fast immer klingt er in Entsagung, Trennung der Liebenden, Tod, Hoffnung auf himmlisches Wiedersehen aus. Auch die Bilder der katholischen Kirche, die zu dem Kostüm jener Dichtung gehören, finden sich da und dort verwendet. Die Gedichte des Jahres 1805 stehen fast alle mehr oder weniger unter dem

Bann dieſer Mode, wie man ſie wohl nennen darf, und noch längere Zeit hat dieſelbe nachgewirkt; ja, noch im Jahr 1815 ſchlägt Uhland in „Des Sängers Fluch“ wieder das alte Thema an, von da an nicht mehr. Jener Ton des wehmütigen, waffenloſen Schmerzes, jene Stimmung der ſchmerzlichen Entſagung, jene Todesſehnſucht iſt in Uhlands Poeſie tief eingedrungen. Sie findet ſich in jenen frühen Jahren nicht bloß in den balladenartigen Gedichten, wo ſie zum Koſtüm gehört, ſondern auch in den rein lyriſchen — ſoweit bei dem Mangel an markigen, beſtimmten Sagengeſtalten ſich dieſe Gebiete überhaupt genau abgrenzen laſſen. Der Gedanke an den Tod, ſei es, daß er die Vergänglichkeit des Irdiſchen, ſei es, daß er den Hinblick auf die Verklärung jenſeits des Grabes bedeute, iſt bei Uhland auch in ſpäteren Zeiten oft hervorgetreten. Aber er trägt ihn ſpäter in gefaßterer Weiſe, in reiferer Form, mit weit mehr männlicher Freudigkeit und feſter Milde vor als in jenen Jünglingsgedichten; während Kerner, der ihm, wie wir nachher ſehen werden, in jenen Jahren poetiſch viel näher ſtand als ſpäter, zeitlebens in dieſer wehleidigen Stimmung verharrt iſt, mit ihr mehr als nötig kokettiert und damit viele von ſeinen Gedichten recht ſehr ungenießbar gemacht hat. Ich bin nicht gemeint, wenn ich jene Moderichtung, wie ſie auch in Uhlands Gedichten eine Zeitlang ſehr herrſchend hervortritt, als eine im ganzen bedauernswerte bezeichne, damit über Uhlands Dichtung in jenen Jahren

überhaupt abzusprechen. Aber daß dieselbe auch in einer der Romantik noch näher stehenden Zeit schon unangenehm berührt hat, daß auf sie die ungünstigsten Urteile, die je über Uhland gefällt worden sind, zurückgehen, das darf nicht unerwähnt bleiben — schon deshalb nicht, weil es jenen Urteilen ihre Spitze nimmt, denn sie passen nicht auf den ganzen Uhland, sondern nur auf eine Periode seiner Dichtung. Goethe sagt ausdrücklich, daß seine Verstimmung gegen Uhland aus der Lektüre des Anfangs seiner Gedichtsammlung entstanden sei, in welchem er „so viele schwache und trübselige Gedichte" fand, daß ihm das Weiterlesen verleidet wurde. Ebenso geht auch Heines Spott über die Ritter, die statt Fleisch und Knochen Blumen in ihren Blechharnischen haben, eben auf jene älteren Gedichte — Heine hätte freilich schweigen dürfen, denn er selbst hat gerade jener sentimentalen Nebelromantik seinen Tribut reichlich dargebracht.

Man darf aber nicht verschweigen, daß es schon in jener Zeit bei Uhland nicht an anderen, durchaus erfreulichen Erscheinungen — in der Romantik und neben derselben her — fehlt. Schon in denselben Gedichten, welche nach Gegenstand und Stimmung ganz der vorhin beschriebenen Geschmacksregion angehören, ist manches, was man mit Ruhm nennen muß. „Der König auf dem Turme" ist nach Motiv und Grundstimmung ganz aus jener Gattung der Romantik hervorgegangen, aber welche getragene Schönheit, die sich dem Besten bei Uhland an die Seite

ſtellen darf! Mitten unter den romantiſchen Schäfern ſteht „Schäfers Sonntagslied“; und aus der Todesſtimmung heraus iſt „Die Kapelle“ entſtanden. Ja, es finden ſich im Jahre 1805 ſchon Gedichte bei Uhland, die zu dem eigenſten Gut ſeines Geiſtes gehören, die vor und nach ihm kein anderer ſo hätte machen können, Gedichte, die mit ſeinen höchſten ſpätern Erzeugniſſen im Wert und im beſonderen poetiſchen Charakter von einer Art ſind: ich nenne den „Sänger“ und noch mehr „Die ſanften Tage“. Auch an friſchen, ja humoriſtiſchen Erzeugniſſen fehlt es ſchon damals nicht ganz. Ich erinnere an den in Goethes Weiſe ſchalkhaften „Entſchluß“ und an „Gretchens Freude“; das letztgenannte Gedicht iſt zugleich von Intereſſe, weil es doch höchſt wahrſcheinlich ſeine Situation und Empfindung einer Stelle in Goethes Egmont entnommen hat. Zugleich klingt es ſchon ſehr entſchieden an den Volkston an, deſſen ſchönſte Verwendung ſich im Jahr 1809 zeigt, in welchem „Der gute Kamerad“, „Der Wirthin Töchterlein“, „Des Goldſchmieds Töchterlein“, „Der Schmied“ entſtanden ſind. Gerade in den Jahren, die dazwiſchen liegen, war des Knaben Wunderhorn erſchienen und hatte alle der Romantik und Volksdichtung zuneigenden Gemüter mit magiſcher Kraft erfaßt.

In den Jahren nach 1805 tritt die erzählende Dichtung bei Uhland zurück, die rein lyriſche in den Vordergrund. Wie nun aber jene wieder mehr hervortritt, da hat ſie Gegenſtände und Töne einigermaßen

gewechselt. Uhland hat inzwischen die echte alte Sage genauer kennen gelernt, die deutsche und nordische wie die französische; in ihr regiert nicht jene nächtliche Schwärmerei und Träumerei, sondern ein herzhafter Heldengeist, derb und rücksichtslos zufahrend. Auch Uhlands Balladen zeigen nunmehr dieses frische, manchmal derbe Wesen, „Klein Roland" als erste voran, dann nach einer Pause von etwa zwei Jahren die andern aus dem altfranzösischen Sagenkreis, sowohl aus dem karolingischen wie aus dem anglonormännischen, als kräftigste und glänzendste Blüte dieses kraftvollen Zweiges der „Taillefer", der die Gedichte des Jahres 1812 mit einem prachtvollen Trompetenton abschließt. Einen wesentlich anderen Charakter haben, ganz entsprechend dem historischen Charakter der ihnen zu Grunde liegenden Personen und Vorgänge, die Gedichte, die sich in den Kreisen der provenzalischen und spanischen Troubadours bewegen; sie sind in anderem Zusammenhang zu erwähnen. Ganz verwandt aber an heldenhaftem Geist sind den französischen Balladen die deutschen. Auch da, wo Uhland nach seiner früheren Weise Stoffe von allgemeinerem und unbestimmterem Charakter behandelt, findet man zwar noch im Jahr 1812 die ganz der alten sentimentalen Gattung angehörende „Jungfrau Sieglinde", aber auch schon drei Jahre früher kräftige Gedichte voll freudigen Heldenmuts, wie „Das Schwert". Zumeist aber sehen wir den Dichter sich an eine gegebene konkrete Ueberlieferung aus der Sage oder der Geschichte an-

lehnen; mit besonderer Vorliebe entlehnt er seinen Stoff der schwäbischen Vorzeit. Mit Ausnahme des in Paris gedichteten „Graf Eberhards Weißdorn", das uns wie ein sanfter, aber durchaus nicht sentimentaler Klang des Heimwehs anmutet, lauter kecke, reckenhafte Frische, ein Stück weit in den gespenstigen Humor hinein langend wie „Junker Rechberger" oder von liebenswürdiger Laune sprudelnd wie „Graf Eberstein" und in anderer Weise die „Schwäbische Kunde", bis das Jahr 1815 mit den Balladen über Eberhard den Rauschebart die eigentliche legendarische, rhapsodische Behandlung vaterländischer Geschichte im rein epischen, referierenden Volkstone bringt. Nach jener Zeit finden wir vaterländische Balladen wohl noch manchmal bei Uhland, aber nicht mehr in derselben echt epischen Weise. Es mischt sich vielmehr die Naturempfindung als ganz integrierender Bestandteil mit ein und verändert den rein epischen Charakter recht wesentlich in einen mindestens ebenso stark lyrisch gefärbten. Daher der nicht genauer definierbare Reiz dieser späteren Stücke, welche auf uns Moderne mit unserer vorwiegend lyrischen Stimmung und Neigung ganz besonders wirken. Wenn „Der Schenk von Limburg" als eine reizend erfundene Anekdote den Boden der Waldesnatur, auf dem er spielt, wenigstens zum Untergrunde hat, der für den Charakter des Ganzen unentbehrlich ist, so ist in „Tells Tod" die Volkslegende und der Naturvorgang in symbolischer Weise unauflöslich verkettet und das „Singenthal" löst sich vollends

ganz wesentlich in Naturstimmung auf. Aehnlich verhalten sich die beiden letzten Balladen Uhlands aus dem Jahre 1847, „Lerchenkrieg“ und „Der letzte Pfalzgraf“, von denen die erste ohne den Naturvorgang gar nicht denkbar ist, die zweite aber das Verwachsensein des Helden mit der Naturwelt auf eine ganz entzückende Weise zur Anschauung bringt.

Man darf sagen, es ist von den Wirkungen, welche die Romantik in jener zuvor bestimmten Form und Richtung auf Uhland ausgeübt hat, keine verloren gegangen, wohl aber hat sich eine Reifung und Klärung bei ihm vollzogen, die ihn, ohne daß er den Boden, auf dem er einmal angewurzelt war, zu verlassen brauchte, unendlich hoch über die Zeitgenossen hinausgehoben hat, die er in seiner Jugend als Meister und Wegweiser verehrte.

Das ist es nun wohl, was man gewöhnlich meint, wenn man davon redet, daß Uhland die Romantik, aus der er hervorging, zu höherer Klarheit erhoben und damit zugleich überwunden habe. Er hängt aber mit der Romantik, nur mit einer andern Gestaltung derselben, auch noch in einem guten andern Teil seiner Gedichte zusammen, und ich möchte, um nur einen kurzen Namen dafür zu haben, diese Form seiner Romantik die Tieckisierende nennen. Ich habe das zunächst näher zu erläutern.

Jene sentimentale Form der Romantik, die man mit Fouqués Namen am deckendsten bezeichnet, ist ja gar nicht die ursprüngliche, auch keineswegs die

wichtigste. Die Romantik — um einmal diesen Namen für die Proteusgestalt beizubehalten, die, bei den verschiedensten Wandlungen, durch die Personen ihrer Anhänger und Gegner doch immer eine Art von Einheit vorstellt — die Romantik ging ja von der klassizistischen Dichtung aus und ist erst auf Umwegen zu der Verherrlichung mittelalterlicher Typen, und was drum und dran hängt, gelangt. Von Anfang aber hat sie das — wenigstens nach ihrer Meinung — Spezifisch-Poetische auf den Schild gehoben, und das ist nun namentlich bei den ältern Romantikern eben die Selbstherrlichkeit des genialen Individuums. Der Gegensatz gegen die Philisterei macht, von der Lucinde bis zu Eichendorffs Taugenichts herab, in den verschiedensten Formen den Grundzug der Romantik aus. Er ist es auch, der die Romantiker sich auf das Mittelalter mit seiner Fülle poetischer Figuren und Erzählungen, mit seiner Unbekümmertheit um stilistische Abrundung im großen und um vernünftige Denkbarkeit im einzelnen als auf einen der Tummelplätze ihrer Laune werfen ließ. Nur poetisch, nur nicht altbacken vernünftig! Diese Flagge deckt gar verschiedenes, ja diametral entgegengesetztes Gut: den Kultus der bloßen klangvollen Form wie die reine Formlosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen den Stoff und die tollste Häufung von Stofflichem, die reine Willkür der poetischen Erfindung und die andächtigste Wideraufwärmung alter Traditionen, die sublimierteste Ironie des geistreichen Poeten und die Nachbetung der leier-

haftesten Gassenhauerverse, die abstrakteste Philosophie und den Kultus der Jungfrau Maria. So verschieden diese Dinge sind: sie finden sich, in jeweils so oder so veränderter Mischung, bei den Hauptvertretern der Romantik allemal wieder beisammen. Am meisten freilich bei Tieck, der denn auch das Bindeglied zwischen allen Zeiten und Richtungen der Romantik ist. Aus ihm allein schon ließe sich dieselbe in ihren Hauptphänomenen, soweit sie poetisch sind, ableiten. Er hat aber auch Schule gemacht. Gerade um die Zeit, da sich bei Uhland die erste Phase seiner romantischen Dichtung in der Hauptsache abgesponnen hatte, gewann die Romantik in dem soeben entwickelten Sinn einen neuen Mittelpunkt, neue Kräfte und Bundesgenossen.

Der Gegensatz zwischen den Anhängern der älteren, rationalistischen Denkweise in Prosa und Poesie und denen der Romantik war schon alt. Von den Xenien an, nur mit öfterem Frontwechsel, hat sich ein solcher Kampf in unser Jahrhundert herüber gezogen. Es sind oft elende Lumpereien, an die der Streit sich anheftet, aber sie sind typisch. So hat die von Wilhelm Schlegel nach Bürgers Vorgang wieder zu Ehren gebrachte Form des Sonetts einen jahrelang dauernden Krieg hervorgerufen, in dem man sich um vierzehn Reimzeilen schlug und einen Gegensatz der ganzen Weltanschauung meinte. Tinte in Strömen ist nur allein darum geflossen. Goethe hat sich der neuen Form bemächtigt, aber er hat in dem bekannten Sonett hinzugefügt, daß er doch behutsam damit sein

wolle, denn ohne jeweiliges „Leimen“ gehe es da doch kaum ab und er schnitze gern aus ganzem Holze. Damit war das Register gezogen und über das Thema des Sonetts ergoß sich nun ein Schwall von brausenden Themen und Gegenthemen in ohrenbetäubendem Durcheinander. Voß schrieb nun sein Antisonett an Goethe; Arnim und Brentano ließen ihr Witzfeuerwerk gegen den alten Holsteiner Urrationalisten spielen, und in Baggesens „Karfunkel“ oder „Klingklingel-Almanach“ faßte sich in einer wirklich geistreichen Weise die Gegnerschaft gegen die Romantik zusammen; von beiden Seiten verliefen sich die Wogen allmählich wieder, und wessen der Sieg gewesen sei, vermochte wohl niemand so ganz sicher zu sagen, denn der Plattheiten auf der einen, der Extravaganzen auf der andern Seite mochten ungefähr gleich viele gewesen sein.

Das Hauptquartier der beiden feindlichen Heere war Heidelberg. Dort hausten Voß und Paulus, welche gemeinsam die alte Burg des Rationalismus verteidigten, denn in den Romantikern hatte man nicht bloß die Anhänger einer andern poetischen Richtung, sondern auch die Freunde des Katholizismus und Absolutismus zu bekämpfen: Verstand gegen Mystik. Paulus hielt sich rein auf dem praktischen und wissenschaftlichen, theologisch-philosophischen Gebiete; Voß dagegen ist der eigentliche ästhetisch-litterarische Gegner der romantischen Poetik, der die alten klassizistischen Formen gegen die „welsche Klangmethode der Kanzonen

und Sonette" ausspielte. Aber auch die Gegner hatten ihren Sitz am selben Orte. Creuzer vertrat die philologisch-wissenschaftliche Seite der Romantik, die politische und philosophische Görres, die poetische Arnim und Brentano, zu welchen beinahe noch Tieck gekommen wäre, hätte den ihm zugedachten Lehrstuhl in Heidelberg nicht ein anderer weggefischt. Uns geht hier nur die poetische Seite der Sache an, denn in Schwaben kam hauptsächlich diese zur Behandlung, und Uhland hat ohnehin, wie von seiner Dichtung überhaupt, so auch von seiner Beteiligung an jenen Kämpfen das Kulturgeschichtliche, Philosophische und Theologische von vornherein ausgeschlossen.

In Württemberg war von Anfang an ein Hauptsitz der Anti-Romantiker. Das von Cotta 1807 gegründete „Morgenblatt" war das vornehmste Organ derselben; das Thema ist in diesem Blatte, das erst 1815 durch den Uebergang in Rückerts Redaktion eine völlige Wendung machte, in verschiedenen Tonarten variiert worden. Die beiden Hauptkämpen waren Friedrich Haug und Friedrich Weisser, welche beide wenigstens zeitweilig an der Redaktion beteiligt waren; dazu noch der nachmalige Gymnasialprofessor Reinbeck, der in spätern Jahrzehnten durch seine Freundschaft mit Lenau am weitesten bekannt geworden ist. Haug und Weisser waren nah befreundet und geistig verwandt. Beide Altersgenossen, gehörten beide, was für ihre ganze Persönlichkeit charakteristisch ist, dem Stande der höheren Verwaltungsbeamten an; der in solchen

Kreiſen öfters vertretene Typus des witzigen, ſarkaſtiſchen Kameraden und Anekdotenkrämers tritt bei ihnen ſehr ausgeprägt hervor. Beide waren vor allem Epigrammatiker, Fabelerzähler, Satiriker in Proſa und Verſen, von einer ſündlichen Gewandtheit und Fruchtbarkeit. Durch Alter und Geiſtesrichtung ſtanden ſie ganz auf dem Boden der verſtandesmäßigen klaſſizistiſchen Schriftſtellerei des achtzehnten Jahrhunderts, und dieſe Richtung haben ſie in zahlreichen Artikeln und Gedichten des Morgenblattes zum Ausdruck gebracht. Ihre eigentlichen Helden ſind die Gleim, Uz, Lichtenberg, Käſtner, Leſſing, Wieland und Klopſtock; dazu noch Schiller, der insbeſondere von dem ihm perſönlich bekannten Haug gerühmt wird, weit weniger Goethe, der eben mit dem romantiſchen Erzfeind in naher Berührung ſtand. Haug iſt übrigens weitaus der bedeutendere. Er iſt nicht bloß neben Käſtner der witzigſte unſerer deutſchen Epigrammatiker, er hat auch eine wirklich poetiſche Ader. So iſt er auch der Vielſeitigere von beiden und in ſeinen litterariſchen, äſthetiſchen Anſichten gerechter und billiger, wie denn unter ſeinen poetiſchen Arbeiten auch manche Ueberſetzungen aus den Minneſängern und andern Poeten ſind, deren Bewunderung man ſonſt für eine Eigentümlichkeit der Romantiker anſehen möchte. Seine Oppoſition gegen die Romantik iſt einerſeits witziger und deshalb wirkſamer als die Weiſſers, andererſeits ſachlicher und gemäßigter; er hat auch beizeiten damit aufzuhören verſtanden, während Weiſſer noch lange,

nachdem die Streitigkeiten hiſtoriſch geworden waren, fortgepoltert hat.

Uhland und ſeine Freunde ſahen ſich in dieſen Streit hineingeſtellt. Für wen anders konnten ſie Partei ergreifen, als für die Seite, welche Jugend und Poeſie zu vertreten ſchien? Ich habe ſchon früher von dem handſchriftlichen „Sonntagsblatt“ geredet, das die jungen Freunde im Jahr 1807 im bewußten Gegenſatze zum Morgenblatt geſchrieben haben. Uhlands Romantik tritt in demſelben freilich noch ſehr harmlos auf. Er redet begeiſtert von der romantiſchen Poeſie, in der er den Inbegriff des wahrhaft Poetiſchen erblickt, ohne ſie näher zu beſtimmen oder gegen ihre Gegner ins Feld zu ziehen; in demſelben Tone ſucht er auch den Freunden einen Begriff von der Poeſie des Nibelungenlieds zu geben. Kerner, der leidenſchaftlichere, iſt es allem nach geweſen, der zuerſt den ſatiriſchen Ton angeſchlagen hat. Zunächſt bleiben die jungen Fähndriche der Romantik noch ſtill unter ſich, vergnügen ſich mit humoriſtiſch-überſchwenglichen Epiſteln, mit einer gemeinſamen Parodie Matthiſſons, den die Antiromantiker als den großen Lyriker der Gegenwart anräucherten, wie er wiederum die Großen dieſer Erde. In die Oeffentlichkeit tritt jedenfalls Kerner zuerſt ein. Im Jahr 1811 erſchienen als ſein erſtes Buch die „Reiſeſchatten“, jene merkwürdige Reihe phantaſtiſcher Bilder, in denen ein dämoniſches poetiſches Feuer und ein ganz toller Humor miteinander um den Vorrang wetteifern: ſein genialſtes Werk, iſt

dieſes Buch zugleich eines der glänzendſten, wenn nicht das glänzendſte Manifeſt der Tieckiſchen Romantik gegen die „Plattiſten“. Im ſelben Jahr folgte Kerners erſter Almanach, an welchem Uhland bedeutenden Anteil nahm, zwei Jahre ſpäter der zweite unter dem Namen „Deutſcher Dichterwald“. Hier treten nun beide Freunde als Ritter der Romantik in die Schranken, mit parodiſtiſchen Gedichten, welche „Spindelmann der Rezenſent“ unterzeichnet ſind. Spindelmann iſt der lange, dürre Weiſſer. Während Kerners Satire mehr im allgemeinen gegen die Philiſterei geht, iſt die Uhlands ſofort gegen das litterariſche Gegnertum gewendet. Auch das allgemeiner gehaltene „Frühlingslied des Rezenſenten“ ſtreift zum Schluß Weiſſers litterariſche Neigungen, wenn es ihn, „Kleiſtens Frühling in der Taſche“, ausgehen läßt; die beiden erſten Gloſſen aber, von denen die eine, „Der Rezenſent“, ſchon in dem Dichterwald erſchien, haben ganz und gar die litterariſche Polemik gegen Weiſſer oder noch mehr gegen ſeinen Meiſter Voß zum Gegenſtand: in ironiſcher Weiſe wird die klaſſiziſtiſche Poeſie mit ihren „antiken Verskoloſſen“ der „Aftermuſe der romantiſch ſüßen Herrn“ gegenüber herausgeſtrichen. Die zweite Gloſſe, „Der Romantiker und der Rezenſent“, erſchien erſt in der Sammlung der Gedichte, zugleich auch die beiden weiteren Gedichte „Romanze vom Rezenſenten“ und „Die Bekehrung zum Sonett“, wie auch in der Einleitung zu den Eberhardsballaden (1815) noch auf die Sinngedichte der Gegner ange-

ſpielt iſt. Am direkteſten gegen Weiſſer iſt die „Bekehrung“ gerichtet. Der alte Gegner der Romantik hatte im Jahr 1814 ſelbſt ein Sonett verbrochen und zwar kein parodiſtiſches, wie ſonſt ſchon, ſondern ein ſehr ernſt, ja düſter gefärbtes Liebesgedicht. Mit überlegenem Witz zieht nun Uhland über ihn her, wie er, das „reine Hermelin der alten Schule“, jetzt ſelbſt ſein weißes Fell beſudelt habe:

Fürwahr, du biſt dem Lehrer zu vergleichen,
Der ſeinen Zögling ob geſtohlnen Kirſchen
Ausſchalt und ſcheltend ſelber ſie gefreſſen.

Im Jahr 1815 hat er das Kriegsbeil begraben; mit Haug hatte er und hat er noch ſpäter gute Freundſchaft gehalten. Allgemeiner und ohne ſolche ſpezielle Beziehungen aber hat er ſchon 1811 die Sache der Romantik wider die „Stubenpoeſie“ in ſeinem „Märchen“ vertreten, das als das Gegenſpiel der eben beſprochenen Gedichte, als das ernſthafte Manifeſt der ſchwäbiſchen Romantiker bezeichnet werden kann.

Von 1811 bis 1815 reicht dieſe Beteiligung Uhlands an dem Sonettkrieg und an dem Kampf zwiſchen Romantik und Klaſſizismus. Sie bildet nur eine kurze Epiſode in der Geſchichte ſeiner Poeſie. Schon etwas früher aber ſehen wir ihn auch in anderer Art an der Romantik in Tiecks Weiſe ſich beteiligen. Ich habe des Knaben Wunderhorn erwähnt. Es kann kein Zweifel ſein, daß dieſe Sammlung es geweſen iſt, welche Uhland auch zur Dichtung im ganz eigentlichen Volksliedton angeregt hat; denn ſeine

Gedichte dieser Art fallen gerade ins Jahr 1809, nachdem das Wunderhorn 1808 erschienen war.

Das Jahr 1809 ist überhaupt der Anfang von Uhlands Brentano-Tieckischer Romantik. Das beweisen vor allem die dramatischen Fragmente. Im Jahr 1809 schrieb Kerner sein Schattenspiel „König Eginhard", das in die Reiseschatten aufgenommen wurde, und Uhland verfaßte ihm ein Nachspiel dazu; beider Arbeiten sind ganz in dem burlesken, parodierenden Holzschnittstil gehalten, den Tieck Mode gemacht hatte, mit Verwandlungen der Personen ineinander, Apostrophierungen des Publikums, Vermischung von Szene und Wirklichkeit und einer bald naiven bald ironischen Nachahmung des Stils und Geschmacks der alten Volksbücher. Die eigene dramatische Bearbeitung, die Uhland dem Volksbuch von Eginhard angedeihen ließ, wurde nicht fertig; sie ist ernsthaft gehalten, aber in der Behandlung entschieden von der Romantik abhängig, wie das köstliche Fragment „Schildeis" beweisen kann, das daraus in die Gedichtsammlung übergegangen ist. Gleichfalls im Jahre 1809 haben Uhland und Kerner miteinander die spanische Posse „Der Bär" geschrieben, durch die auch ein ganz parodistischer Ton geht; von Uhland scheinen die poetischen, von Kerner mehr die prosaischen Teile herzurühren. Das dramatische Fragment „Das Ständchen", das in Tiecks Art Poesie und Philisterei einander gegenüberstellt, gehörte ursprünglich zu dem dramatischen Entwurf „Tamlan und Jannet" und ist auch aus demselben Jahr.

Etwas ſpäter, zwiſchen 1809 und 1814, muß der Entwurf „Karl der Große in Jeruſalem“ entſtanden ſein, von deſſen Hans Sachſiſchem Ton man ſich aus der „Schwäbiſchen Kunde“, welche daraus herausgewachſen iſt, eine Vorſtellung machen kann.

Neben der Volkspoeſie und der des deutſchen Mittelalters hat aber die Romantik, vielgeſtaltig wie ſie iſt, nicht minder die farbenglänzende Dichtung der ſüdlichen, romaniſchen Völker gepflegt und nachgeahmt. Die bis zur Karrikatur getriebene Lobpreiſung Calderons, bei welcher dann noch ferner die katholiſierende Neigung mitgewirkt hat, iſt das hervorragendſte Beiſpiel dafür. Die Freude an Spielen mit ſchönen Formen und Klängen iſt in der ganzen Schule allmächtig: „Süße Liebe denkt in Tönen“, und leider trifft auch das „Denn Gedanken ſtehn zu fern“ oftmals zu. Wir haben geſehen, wie um die von den Romantikern gepflegte Form des Sonetts ſich ein langer Kampf entſponnen hat. Bei den Romantikern iſt das Sonett allerdings manchmal bloß ein „Klinggedicht“. Der ernſte Uhland hat es ernſter behandelt, ja mehrere ſeiner ernſteſten und geiſtig bedeutendſten Gedichte ſind in dieſe Form gekleidet. Iſt es aber ein Zufall, wenn er ſich derſelben eben in den nämlichen Jahren 1809 bis 1814 bedient hat, in welche ſeine andern Tieckiſierenden Gedichte fallen? Vor und nach jener Zeit kenne ich nur aus den Jahren 1807 und 1808, ſowie aus dem Jahr 1815 ein paar in der Sammlung nicht ſtehende Sonette, und das ſpäteſte

ist das 1816 gedichtete „An die Bundschmecker". Die Oktave gehörte nicht zur engeren Domäne der Romantiker, denn sie war schon vor ihnen gepflegt worden und wurde deshalb auch von ihren Gegnern nicht verschmäht. Aber sie gehört auch zu jenen romanischen Formen, an denen die Romantiker besonderes Gefallen fanden. Und so kann es abermals kein Zufall sein, daß Uhland sich auch dieser Form eben um dieselbe Zeit bedient, von 1807 bis 1816, und dann noch einmal 1819 in dem schönsten und edelsten unter den hierhergehörigen Gedichten, „Katharina". Die Glossen, ihrer Natur nach gleichfalls Gedichte formellen Ursprungs und Charakters, sind von 1813 und 1814, die Tenzone in dem poetischen Wettkampf mit Rückert von 1816.

Ist an diesen dem Inhalt nach sehr verschiedenen Gedichten die Form allein der Grund, sie an diese Stelle zu ordnen, so zeigt eine andere Gruppe von Uhlands Gedichten nach Form und Inhalt zugleich charakteristische Verwandtschaft mit der Romantik. Ich meine die spanischen Romanzen und die mit ihnen verwandten Gedichte. Sie stehen in der Gedichtsammlung unmittelbar beisammen und sind auch stilistisch durchaus miteinander verbunden. In der Zeit reichen sie von 1809 bis 1815; in Kerners erstem Almanach standen noch zwei weitere, „Casilde" und „Sankt Ildefons", welche dieser Veröffentlichungszeit zufolge in oder vor das Jahr 1810 fallen müssen. Ich nenne die ganze Gruppe spanisch, obgleich manche

der Gedichte ihren Schauplatz in Südfrankreich, in Italien oder an keinem bestimmten Orte haben. In Spanien spielen die beiden eben genannten Gedichte, welche mit den zwei andern „Der Sieger" und „Der nächtliche Ritter" zuerst von allen veröffentlicht worden sind: Casilde ist eine spanische Legende, Sankt Ildefons aber eine Uebersetzung aus Lopes König Wamba. Spanisch ist das Versmaß, welches dem des letztgenannten Gedichtes treu nachgebildet ist: es sind die in der spanischen Dichtung häufigen trochäischen Vierfüßler, deren gerade Zeilen durch Assonanzen verbunden sind. In diesem Versmaß sind noch fernerhin gedichtet: „Der kastilische Ritter", „Sankt Georgs Ritter", „Romanze vom kleinen Däumling"; während in den übrigen, zumeist nach jenen gedichteten die Assonanzen durch den genauen Reim ersetzt sind: „Romanze vom Rezensenten", „Ritter Paris", „Der Räuber", „Sängerliebe" und „Liebesklagen". Das spanische Versmaß ist es nicht allein, was diese Gedichte verbindet und der Romantik verpflichtet; es ist auch in den meisten von ihnen die für diese charakteristische Neigung zum Spielen, sei es mit romantischer Ironie oder mit troubadoursmäßiger Galanterie, deutlich ausgesprochen.

Am glänzendsten aber vereinigen sich diese Eigenschaften in dem „Fortunat", von welchem 1814 bis 1816 die zwei ersten und einzigen Bücher ausgearbeitet wurden. In ihm finden sich die wesentlichsten Ingredienzien jener Romantik beisammen, welche ich die

Tieckische genannt habe, und zwar so, daß ich diesen Torso für eines der vorzüglichsten Werke der Gattung halten möchte. Der Gegenstand ist einem der altdeutschen Volksbücher entnommen, an denen die Romantiker so gern zehrten; er ist bis gegen den Schluß im wesentlichen treu nach dieser Vorlage behandelt, was die äußeren Begebenheiten betrifft, aber in der stilistischen Ausführung ist ein ganz neues Werk daraus geworden. Ich wüßte nicht, welche Muster aus der zeitgenössischen Litteratur dem Dichter für seine Behandlung vorgeschwebt haben könnten, denn das großartigste Beispiel der Gattung, Byrons Don Juan, ist erst später erschienen. Wir können nur an die alten Italiener, Ariost in erster Linie, erinnern, welche in dem nämlichen Versmaß das vielbewunderte und öfters nachgeahmte Beispiel eines komischen oder, genauer gesagt, eines den Ernst der alten Heldensage in Scherz, ja Parodie auflösenden Epos gegeben hatten. Nur ist die Behandlungsweise des modernen Dichters weit subjektiver, wie es der kritischen Zeitbildung und der Stimmung der Romantik, namentlich in ihren Ursprüngen, entspricht: eine merkwürdige Erscheinung in der That, daß die älteren Phasen dieser Bewegung bei Uhland ihre Wirkung erst nach den späteren äußern. Der Stoff ist hier recht eigentlich nur das legendarische Material, dessen sich der Dichter bedient, das er mit scheinbar würdigem, treubeflissenem Ernst und heiliger Scheu wiedergibt, um in Wirklichkeit, dem tieferen Sinn nach, lediglich damit zu spielen

und es zum Tummelplatz geistreicher Ironie zu machen. Die Art, wie Wieland romantische Stoffe humoristisch-satirisch behandelt hatte, war doch eine wesentlich andere, sie hatte einen stark rationalistischen Beigeschmack. Hier dagegen ist es die reine souveräne Laune des dichterischen Individuums, welche auf die Bühne tritt, in den verschiedensten Tonarten sich hören läßt, jetzt im Chronikenstil mit hochgezogenen Brauen ernsthaft zu berichten scheint, um gleich darauf mit einer eleganten Wendung fortzuhüpfen, sich an das Publikum mit einer schalkhaft-ernsten Parabase zu wenden, jetzt wieder im Gewoge romantischer Bilder und Farbenmassen schwelgt, sich von dem Klange einer wundervollen Sprache einwiegen läßt, um sofort wieder mit einer Bemerkung subjektivster Ironie hervorzuspringen, so daß der Eindruck des Ganzen der einer prächtigen, von überlegenem Witze geleiteten Fastnachtsmaskerade sein muß. Kaum wird in Deutschland jemand zu finden sein, der es unserem Dichter in diesem Gedichte, das vor allem auch ein Triumph für seine Sprach- und Versbegabung ist, gleich gethan hätte. Ich wüßte nur den schon von andern genannten Heyse in seiner „Braut von Cypern" zu nennen, der denn auch mit den beredtesten Worten Uhland seinen Meister geheißen hat.

Warum hat Uhland das Gedicht nicht vollendet? War es bloß derselbe schon oben erwähnte sprungweise Charakter seines Dichtens, der der Vollendung längerer Gedichte nicht günstig sein konnte, der ihn

von zahlreichen dramatiſchen Plänen nur zwei vollenden ließ, was auch die Weiterführung des Fortunat verhinderte? Gewiß nicht das allein; denn gleich nach dem Verlaſſen dieſes Planes hatte er die Ausdauer, zwei Dramen ſchnell hintereinander auszuarbeiten. Hat ihm alſo vielleicht eben die Arbeit am Herzog Ernſt den Fortunat verleidet? Wohl noch mehr als das; er muß der ganzen romantiſchen Ironie und Formſpielerei ſatt geworden ſein, denn ſo ernſt er es mit der geiſtigen Ausfüllung von Formen wie Sonett und Oktave genommen hatte, mit ſeiner tiefſten Natur harmonierte das ganze Weſen gewiß nicht. Und eben der Fortunat kann ihm den Geſchmack daran benommen haben. Sehr lehrreich iſt dafür ſeine Bemerkung aus dem Tübinger Stiliſtikum, von dem ich ſpäterhin zu reden habe: „Es liegt ein gewiſſer, gerade dem Humoriſtiſchen wenig zuſagender Zwang darin, durch den weiten Umfang einer Epopöe unaufhörlich luſtig zu ſein. Eine ſolche Beſondrung des komiſchen Elementes der Poeſie, zumal wenn ſie in großen Maſſen vorgenommen wird, gehört den Zeiten einer künſtlichern poetiſchen Bildung an.“ Es mochte ihm ſchließlich widerſtehen, ein ſolches ſeinem ſchlichten, geraden Weſen wenig gemäßes Kokettieren mit dem Publikum noch durch mehrere, ja weit mehrere Geſänge fortzuſetzen: denn die zwei vollendeten Bücher entſprechen nur etwa dem erſten Fünftel des alten Volksbuches. Eine erſtmalige Hemmung war vielleicht der Umſtand, daß er ſich durch eine Abweichung von

der alten Geschichte am Schlusse seines Bruchstücks den Weg verbaut hatte; über der Schwierigkeit, den Plan in veränderter Richtung fortzuführen, mag das Werk ins Stocken gekommen und dann aus jenen tiefer liegenden Gründen ganz stecken geblieben sein. Wer weiß, ob wir es mit ebenso großem Vergnügen lesen würden, wenn es zehn Bücher statt zweier hätte? Ob wir dann ebenso gern auf längere Dauer, als jetzt auf die einer Stunde, uns an dem geistigen Federballspiel ergötzen würden? Uhland hat an seinen Tieckisierenden Gedichten und mit einem glänzenden Finale am Fortunat gezeigt, daß ihm auch solche spielende, formalistische Poesie nicht verschlossen war; aber er hat die Thüre rechtzeitig wieder zugeschlagen und uns erspart, ihn neben Brentano und den Tieck jener Zeit reihen zu müssen, bei denen man vor dem beständigen Ineinanderspielen aller Farben und Töne blind und taub wird und mit einem katzenjämmerlichen Schwindel sehr ernüchtert erwacht.

Neue Formen und Gattungen der lyrischen und epischen Poesie sind nach jener Zeit nicht mehr in Uhlands Dichtung eingedrungen. Man mag wohl sagen, daß die stille Größe der Form und des Inhalts von nun an in den wenigeren Gedichten, die noch folgen, bedeutender und von einem lichteren Glanz umgeben erscheine, als zuvor; aber schon die frühere Zeit hat Gedichte gebracht, welche den schönsten aus späteren Jahren ebenbürtig sind, und vor allem ist kein spezifischer Zug in den späteren wahrzunehmen,

der nicht schon früher vorhanden gewesen wäre. Manche frühere Bestandteile seiner Poesie scheiden sich nunmehr aus, und so mag man in den späteren Gedichten seine eigentliche Natur reiner finden, denn jene Bestandteile waren von außen her zugeführt; aber schon mit achtzehn Jahren sehen wir ihn Lieder dichten, die zu den reinsten und eigentümlichsten Erzeugnissen seiner Poesie zählen.

Wenn die Grundform seines Geistes schon sehr frühzeitig in Uhlands Gedichten erscheint, in einem Lebensalter, da selbst der frühreife Goethe noch mitunter die Eierschalen angelernter Poesie an sich hängen hatte, wenn sie für alle Zeit ihm treu geblieben ist, so muß daraus noch keineswegs folgen, daß sie auch besonders scharf ausgeprägt wäre, von der gewöhnlichen Form menschlichen Empfindens besonders abstäche und so unmittelbar leicht in die Augen fiele, wie etwa bei Heine, Kerner, Lenau. Es fallen sehr oft eben die Fehler leichter in die Augen, als die Tugenden, und das Abweichen von der geraden Mittellinie des Maßes geht nicht immer nach oben, sondern auch nach den Seiten und nach unten. Es gehört schon eine gewisse Richtung auf das Pathologische — im weiteren Sinne, wonach ich jede nicht rein nach poetischen, sondern zugleich nach stofflichen, politischen, religiösen oder andern Mittelpunkten gravitierende Richtung in der Poesie darunter verstehe — dazu, Uhlands Gedichte deshalb, weil sie fast immer in der mittleren Zone einer normalen Empfindungs- und Gedankenwelt ver-

weilen, für minder bedeutungsvoll zu halten. Nein, sie haben ihre Größe und zwar ihre ganz eigentümliche Größe; aber sie liegt tiefer, wie etwa bei einem nur in mäßigem, edlem Schmuck sich erhebenden Bau, an dem die Deutsch-Romantiker der Gegenwart achtlos vorübergehen.

Uhland hat einmal in Beziehung auf Hölderlin eine interessante Unterscheidung gemacht zwischen den großen Dichtern, welche, wie Schiller und Goethe, nicht nur durch ihre Poesie wirken, sondern auch fremde Gebiete, wie Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft, in ihren Gesichtskreis ziehen, und solchen, „bei welchen jener fremdartige Stoff ausgeschlossen bleibt, die daher minder reich und mannigfaltig sind, bei denen aber das wahre, innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden ist, als bei jenen großen". Versteht man diesen Satz nicht von den neben der Poesie herlaufenden wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern von den in die Poesie hineinragenden wissenschaftlichen, vor allem philosophischen Elementen, so paßt er zugleich ganz vortrefflich, um Uhlands dichterische Art im Gegensatz etwa zu Schiller und Goethe zu bezeichnen. Er ist als Dichter wirklich bloß Dichter. Die Kämpfe der Romantik, die wir in einen Teil seiner Poesie hinein ragen sahen, sind eben poetische, litterarische, d. h. sie sind von ihm bloß nach ihrer litterarischen und poetischen Seite angefaßt worden. Die Politik bildet den Gegenstand für einen andern Theil seiner Gedichte, sowohl der Kampf gegen Napoleon im Jahr 1814

als die bald darauf entbrannten württembergischen Verfassungskämpfe; auch noch im Jahr 1834 hat ihn die Not des ganzen Vaterlandes zu dem Gedicht „Wanderung" erregt und seine bürgerlich-demokratische Gesinnung in der „Versunkenen Krone" sich Ausdruck verschafft. Die „Vaterländischen Gedichte" bilden dadurch einen eigenartigen Bestandteil seiner Gedichtsammlung, daß sie einen Gegenstand des äußeren, praktischen Lebens behandeln. Daher ihr mehr ins Rhetorische fallender Ton, eine größere Anspannung der äußeren Mittel der Ueberredung, auch wohl manchmal ein Herabsteigen zu den Gedanken und Redewendungen des Forums. Allein sie stehen in ihrer markigen Kraft, in ihrer ehrlichen, bürgerlichen Schlichtheit hoch über den glänzenderen politischen Gedichten der vierziger Jahre, in denen so unendlich viel Koketterie steckt. — Dies wäre nun allerdings eine Klasse von Stoffen, die dem Dichter aus Regionen zufließen, welche an sich mit der Poesie nichts zu thun haben. Uhland hat aber eben mit seinen politischen Gedichten die Meinung glänzend widerlegt, daß die Politik ein der poetischen Behandlung gar nicht fähiger Gegenstand sei. Ja, die Diplomatie etwa, jener ganze Teil der Politik, der es eben mit den Kräften und Leistungen des Verstandes, der genialen Kombinationsgabe zu thun hat: er mag sich für das Drama eignen, dessen Seele die Dialektik ist, für das lyrische Gedicht jedenfalls nicht. Aber sollten die moralischen, die im Willen liegenden Faktoren politischer Vorgänge

einer lyrischen Behandlung unfähig sein? Sollte der Kampf um die rechtsgemäße Freiheit, welche, um mit Uhland selber zu reden, „die Würde des Menschen ausmacht", weniger poetisch sein als der um den Besitz eines schönen Weibes, die treue Hingebung an das Vaterland und seinen Fürsten weniger als die an die Natur, an die Geliebte, an den Freund, der jetzt auflodernde Krieg um das Heil der Nation weniger als die Raubzüge mittelalterlicher Seekönige? Etwas mehr Erdgeschmack der nackten Wirklichkeit, etwas mehr Rücksichtslosigkeit, wohl auch Härte des Wollens und Empfindens wird solcher Tageslyrik allerdings anhaften, etwas mehr, als jenen elegischen Gedichten oder den Behandlungen einer nur durch die Phantasie vermittelten Vergangenheit; aber wohl auch etwas mehr Kraft, innere Wahrheit und unmittelbare Wirkung auf die Zeit.

Allein jene Vaterlandsdichtung hat es eben ihrer Natur nach mit den Kräften des Gemüts und Willens zu thun und ist darum unmittelbar poetisch; wie sie denn auch von den politischen Manifesten der hebräischen Propheten, von Tyrtäus und Alcäus an in der Poesie aller lebendig wirkenden Völker aufgetreten ist und nur aus der unsern durch eine unpolitische Zeitrichtung hat wegdekretiert werden sollen. Womit ich nicht leugnen will, daß die Liebes- und Naturlyrik mehr im Mittelpunkt der Poesie stehe, da sie es eben nur mit der Empfindung zu thun hat und außerdem über das Vehikel der Phantasie völlig frei verfügt, welches in der politischen Dichtung nur eine unter-

geordnetere Rolle ſpielen kann. Es iſt demnach die vaterländiſche Dichtung Uhlands kein Einwurf gegen meinen Satz, daß er als Dichter eben Dichter ſei. Uhlands Poeſie iſt im weſentlichen und jedenfalls da, wo ſie ihre höchſte Entfaltung erreicht hat, zeitlos, man könnte auch ſagen kulturlos. Es wäre mir leid, wenn dieſe Ausdrücke mißverſtanden würden; ſie ſollen eine Schranke, aber mindeſtens ebenſoſehr eine Tugend bezeichnen. Ich hoffe auch nicht, daß man dieſe Ausdrücke auf die Spitze ſtelle und dadurch ad absurdum führe. Von ſeiner Zeit und Kultur kann ſich ja doch kein Menſch losmachen. Er trägt ſie in tauſend Kleinigkeiten mit ſich. Jedermann wird an Uhlands Sprachformen erkennen, daß er im neunzehnten Jahrhundert, an Lieblingsſtoffen, metriſchen und anderen Wendungen, daß er nach den Meiſterjahren Goethes, nach dem Aufblühen der Romantiker gedichtet hat. So wird auch ſeine Auffaſſung der Geſchlechtsliebe verraten, daß er nicht in die Klopſtockiſche oder Uziſche Periode gehört, ſondern nach Goethe gedichtet hat; ſeine politiſche Denkweiſe, daß er in einem alten Verfaſſungsſtaate und doch nach der franzöſiſchen Revolution gelebt hat; ſeine Naturauffaſſung wiederum, daß er nicht vor Goethes Zeit fallen kann; ſeine Religion, daß er einer Zeit angehört, in der eine Religioſität ohne engeren konfeſſionellen Charakter möglich war. So bringt die Kultur einer Zeit unwiderſtehlich in die Zuſammenſetzung der einzelnen Charaktere ein, wie ein unendlich teilbarer Stoff, der ſich in Atom-

form faſt allgegenwärtig allen Körpern mitteilt, die in der mit ihm geſchwängerten Atmoſphäre ſich befinden. Eine ſolche durchgängige Abhängigkeit von der Zeit kann man bei Uhland ſo wenig leugnen wollen als bei irgend einem andern. Um was es ſich handelt, iſt nur das, ob die eigentümlichen Faktoren der Zeitbildung in ſeiner Poeſie gewiſſermaßen in größeren Maſſen erſcheinen, und das iſt nicht der Fall. Die eigentliche Wiſſenſchaft ſeiner Zeit iſt die Philoſophie. Wie wären Goethe und Schiller — ich rede da gar nicht einmal von ihren proſaiſchen Werken, ſondern bloß von ihrer Poeſie — zu denken ohne dieſes mächtige Ingrediens? Ohne dieſes hätten wir nicht nur viele von den bedeutendſten Gedichten Schillers nicht, wir hätten, um von andern Werken Goethes zu ſchweigen, keinen Fauſt. Bei Uhland iſt nicht eine Spur dieſes Elementes wahrzunehmen. Man kann ſagen, er ſei, wie etwa die Brüder Grimm, in einer Art von Reaktion gegen die philoſophiſche Zeitbildung groß geworden. Auch andere ſeiner Zeitgenoſſen haben ſich von derſelben abgewendet; aber ſie haben es gethan wie Görres, Brentano und ihre romantiſch-katholiſchen Genoſſen, um ſie zu negieren, ſie durch eine andere zu erſetzen. Uhland hält ſich bloß perſönlich fern davon, er hat ſich nie damit zu thun gemacht, aber er iſt voll der edelſten Toleranz gegen alle Konſequenzen, die das Denken bei andern haben mag. Die Theologie hat während ſeines Lebens und zum guten Teil in ſeiner nächſten Nähe ent-

ſcheidende Wandlungen durchgemacht: in ſeinen Werken iſt nichts von Theologie zu entdecken. Ein edler, milder Theismus, in den einfachſten Bildern für das Ueberſinnliche ſich bewegend, wie ihn jede Zeit bei Männern ſeiner geiſtigen Art hervorbringen kann, iſt da und dort zu verſpüren; aber er hat lediglich nichts Spekulatives an ſich, er könnte mit andern Ausdrücken ſchon im Homer ſtehen, bei dem das ewig ſchöne πάντες θεῶν χατέουσ' ἄνθρωποι geſchrieben ſteht. Uhland hat in ſeiner Jugend, wie es ſcheint, ſich aus den kirchlichen Gebräuchen nicht viel gemacht, iſt aber ſpäterhin ohne eine Spur von methodiſtiſchem Gnadendurchbruch zu ihnen zurückgekehrt, als zu der Form, in der ſich nun einmal jenes „Verlangen nach den Göttern" in ſeiner Zeit und ſeinem Volk äußerte. Aber er hat keine Spur von Unfreiheit, von bloßem Bekenntnisglauben an ſich; iſt er es doch, der den geiſtlichen Sängern zugerufen hat, ihren ascetiſchen Ton „nicht länger zu führen", und der mit der boshaften Wendung „ſo fromm er euch gelingt" ziemlich deutlich verſtehen ließ, daß er an die tiefere Religioſität ſolcher Dichtung nicht ſonderlich glaubte. Die Natur ſpielt bei Uhland keine kleinere Rolle als bei Goethe; aber bei jenem finden wir nur rein ſtimmungsmäßige Naturbetrachtung, bei Goethe auch in den Gedichten nicht ſelten eine mehr ſpekulative Art der Verſenkung in die Geheimniſſe des Naturlebens. Ebenſo iſt die Behandlung der Liebe bei Uhland viel mehr auf die reine Empfindung und die aus ihr hervorſtrömenden

Regungen des Wollens eingeschränkt, als bei Goethe, der auch diese Regung, welche ihren unvergleichlichsten Dolmetscher in ihm gefunden hat, öfters in das Licht der spekulativen Weltbetrachtung zu rücken liebt.

Und endlich das Reich der Geschichte, beziehungsweise der erzählenden Dichtung! Welche unendliche Menge der verschiedensten Dinge haben andere Dichter in sie hereingezogen: religiöse Ideen und Kämpfe, Gegensätze der antiken und christlichen oder der europäischen und amerikanischen Kultur, erbauliche Ereignisse und politische Ideen! Für Uhland als Dichter existiert die Geschichte nur als Sage; eine entschiedene außer der Erzählung gelegene Tendenz haben außer seinen politischen Gedichten nur „Die Ulme zu Hirsau" und „Münstersage". Es ist nur der poetisch behandelbare Vorgang, den er aufsucht und behandelt. Nicht als ob nicht auch seine Balladen einen tieferen Gehalt hätten: die bloße historische oder sagenhafte Anekdote genügt ihm zwar mitunter, aber doch nicht immer. Jede seiner Balladen hat ihre Grundstimmung, man kann auch sagen eine beherrschende Idee, aber nur gewiß nicht in dem Sinne, daß nun irgend eine die Gegenwart interessierende Frage darin behandelt werden sollte. Es sind die einfachsten menschlichen Verhältnisse und Konflikte, welche die Gegenstände bilden, und gerade die ausgezeichnetsten unter Uhlands Balladen haben es mit solchen Vorgängen zu thun, welche ohne bestimmte Kulturvoraussetzungen in jedem Zeitalter denkbar sind; ich nenne „Taillefer", „Bertran

de Born", „Die Bidaſſoabrücke", „Ver sacrum". Das zuletzt genannte Gedicht hat allerdings politiſchen Gehalt, aber doch keinen irgendwie hiſtoriſch begrenzten, ſondern einen, der ſich, von den äußern Formeln der Koloniſation abgeſehen, als unabhängig von Zeit und Nationalität denken läßt. Am meiſten mag wohl unter den bedeutendſten Balladen Uhlands „Der Waller" einen ſpezifiſchen, religiöſen Inhalt zu haben ſcheinen; aber doch iſt der Katholizismus lediglich poetiſch behandelt, von irgendeiner beſtimmteren, aus dem Rahmen der rein poetiſchen Erzählung heraustretenden Idee kann auch hier nicht die Rede ſein — ja man möchte es als die Achillesferſe dieſes unvergleichlich ſchönen Gedichtes anſehen, daß es ohne einen feſteren Kern der Begebenheit oder der Idee ſich ſo ganz in Stimmung auflöſt.

Iſt aber nicht innerhalb dieſer Grenzen noch Raum genug für eine vollwiegende Poeſie? Sind nicht die Stoffe und Motive, deren Uhland ſich enthalten hat, ſolche, welche zwar poetiſch behandelt werden können, das Gebiet der Poeſie vergrößern, ſie und ihre Träger mit der allgemeinen Zeitkultur, mit der Weltlitteratur in nähere Berührung bringen, welche aber zur innerlichen Verſtärkung der Kraft, die der Dichtung ohne ſie inne wohnt, nicht beitragen, ja öfters ſelbſt in ſonſt geſchickten Händen zu einem die Wirkung eher abſchwächenden äußern Anhängſel, einem bloßen fabula docet geworden ſind? Mögen wir zugeben, daß Uhland als Kulturmenſch, als Zeitgenoſſe ungeheuerer

geistiger Bewegungen ärmer in seiner Poesie ist als manche andere: vielleicht ist er in seinem kleineren Geistesgebiet, in dem Bezirk der reinen, zwecklosen Poesie um so reicher. Es dürfte sich in der That bei ihm ein solcher verhältnismäßig kleiner Umfang der poetischen Mittel, aber eine desto bedeutendere Fülle innerhalb desselben ergeben, ob wir nun die Gegenstände oder die Behandlungsweise seiner Poesie ins Auge fassen mögen.

Man hat gezweifelt, ob Uhland als Balladendichter oder als Lyriker größer sei. Man konnte für das erstere ein Urteil Goethes anführen und hat in der That sich zumeist dafür entschieden. Mir scheint die Frage teils mit einer andern verwechselt worden, teils aus innern Gründen gerade bei Uhland kaum beantwortbar zu sein. Ich halte Uhland in der That für den bedeutendsten unserer Balladendichter; in der Lyrik sind andere Dichter da, welche ihm gleichkommen. Es ist aber falsch, dieses Wertverhältnis zu einem zwischen seiner Ballade und seiner Lyrik umzudeuten. Dazu kommt ferner, daß beide Gebiete sehr eng zusammenhängen und gerade bei Uhland nicht so ganz bestimmt zu scheiden sind. Ganz rein epische Erzählung ist in unserer subjektiven Zeitbildung überhaupt kaum möglich; Uhlands Eberhardsballaden möchten wohl das reinste Beispiel einer solchen sein. Zumeist ist auch die Balladenerzählung eng mit einer lyrischen Stimmung verbunden; bei Uhland nicht bloß in seinen späteren schwäbischen Balladen, von denen schon erwähnt wurde,

daß sie sehr gern in unepische Landschafts- und Naturstimmung auslaufen, auch nicht bloß in den blassen, gestaltlosen Gebilden aus seiner ersten romantischen Periode, sondern auch in den vollendetsten Werken seiner Balladendichtung — ich erinnere wieder an den „Waller". Noch weit charakteristischer ist es aber für Uhland, daß das Epos sozusagen in seine Lyrik eindringt. Wenn namentlich unter seinen älteren Gedichten manche sind, von denen sich nicht sagen läßt, ob sie episch oder lyrisch seien, sofern ihre Personen lediglich Träger lyrischer Stimmungen sind: so haben auch die lyrischen Gedichte, in welchen er in erster Person redet, einen epischen Zug. Zumeist versetzt er sich in irgend eine bestimmte Situation und dichtet aus ihr heraus. Seltener bei weitem sind die rein subjektiven, nur die eigene innere Stimmung zergliedernden Gedichte, eine Gattung, die schon Goethe mit seiner Meisterschaft gepflegt hat, deren größter Held aber Heine ist. Mit der tieferen Subjektivität fehlen nun aber eben auch die Gefahren derselben, jene Sophisterei der Leidenschaft, jene maßlose Hervorkehrung des „großen, zerrissenen Herzens", an der es fast bei keinem unter seinen bedeutenderen Zeitgenossen fehlt — von den kleinen Nachbetern zu schweigen. Die Anknüpfung an bestimmte, fest umschriebene Situationen gibt der Lyrik Uhlands ihre gerundeten Gestalten, ihre klare Plastik. Das liebe Ich spielt bei ihm die kleinste Rolle; statt es bewundernd oder bemitleidend zu betrachten, gibt er es

lieber offen und herzlich an ein liebenswertes Objekt hin. Die Hingebung, nicht die schmachtend-zerfließende, sondern die mit fester Männlichkeit gepaarte, ist ein Grundzug seiner Lyrik; und welche Gegenstände könnten es in höherem Maße sein, an denen diese Hingebung sich erprobte, als die zwei alten Themata der Lyrik: Frauenliebe und Natur? Oder aber beide vereinigt, eins im andern sich spiegelnd und verklärend.

Beide spielen keine ganz gleiche Rolle in Uhlands Poesie. Die Liebesempfindung hat der ernste, spröde Mann nicht so nach allen Seiten und in ihren tiefsten Tiefen ausgeschöpft wie etwa Goethe. Sie hat bei ihm vorwiegend den Grundton einer vollen, ungebrochenen, kräftigen, aber ruhigen Neigung; er findet für die Männerfreundschaft im Herzog Ernst kaum minder volle Akkorde; Leidenschaft, heißer Fieberatem bleibt seiner Lyrik fern. Und doch ist von ihm das Gedicht „O brich nicht, Steg, zu zitterst sehr", das mir lange Liebesfrühlinge und andere Variationen dieses Themas aufzuwiegen scheint. Das ist doch gewiß Empfindung, so vollblütig wie nur eine; aber allerdings, der Tropfen Gift fehlt darin, ohne den nun einmal einem morphiumsüchtigen Geschlechte solche Kost nicht munden will.

Immerhin überwiegt die Natur unter Uhlands lyrischen Gegenständen; und wer außer Goethe hätte sie so besungen wie er? Abermals nach der Ausdehnung des Stoffes eine gewisse Einschränkung auf das so-

zusagen Mittlere, auf das, was täglich mit erneuter Liebesmacht zum Auge und Herzen dringt. Die Wüste und das Meer, die Heide und die Welt der Gletscher fehlen; der vielgereiste Mann hat auch solche Naturbilder gesehen und gewiß bewundert, aber sie haben ihm die Lippen nicht geöffnet — das konnte nur, was ihm vertraut und ans Herz gewachsen war. Der fleißige Besucher der Schweiz hat nur einmal, und da freilich in ergreifender Großartigkeit, die Alpennatur in eines seiner edelsten Gedichte, in „Tells Tod", hineingestellt. Ein Gedicht ist leider nicht ausgeführt worden, in welchem er, mehr in Goethischer Weise, eine successive Reihe von Landschaftsbildern im großen Stil zu geben gedachte; es wäre lehrreich geworden um des Gegensatzes willen. Denn im übrigen bleibt er zu Hause, in der Heimat, in die er sich immer neu versenkt, die er nie zu ergründen und zu erschöpfen imstande ist, deren altbetretene Stege ihn jedesmal neu rühren. Die schwäbische Landschaft, sein heimisches Tübingen, die Bebenhäuser Waldgründe, die Wurmlinger Kapelle, die geheimen, felsbekrönten Albthäler, der Neckar mit der Burgruine von Hofen, das sind die stilleren Reize, die ihm die Zunge lösen, die ihm Offenbarungen eingeben, deren nur die größten Dichter gewürdigt worden sind. Hier ist er unerschöpflich reich; er braucht nicht den Zauber der Mondnacht, „wann nur die Sehnsucht und die Schwermut wacht", ihm bietet das volle Saatfeld, die duftende Weinblüte gesunde Nahrung für das Gemüt; ist er, wie alle Dichter,

am vollsten vom Preise des Frühlings, so entlockt ihm auch die Sommersonnenwende ein unvergänglich schönes Gedicht. Uhland ist kein Pantheist und kein Mystiker; jene Liebesleidenschaft, mit der Mörike den Wogen des Flusses „den sehnsuchtsvollen Leib" zum Kuß entgegenwirft, jene zauberhafte Mystik, die aus seinem „Besuch in Urach" oder dem „Gesang zu Zweien in der Nacht" redet, ist ihm fremd. Seine Empfindung ist ruhiger, klarer, gefaßter. Er liebt die Natur wie eine Geliebte, deren Gegenliebe ihm gewiß ist. Es wird ein jeder seine eigenen Lieblinge unter Uhlands Gedichten haben. Wenn ich aber erwäge, daß gerade unter Uhlands Naturgedichten diejenigen sind, die bei einem andern am wenigsten denkbar wären, daß einige unter den ausgezeichnetsten derselben noch in die früheste Zeit zurückreichen, da er als Balladendichter noch im Banne romantischer Sentimentalität stand, und daß jene Jugendgedichte im Grundton von denen seiner spätesten Jahrzehnte nicht verschieden sind: so sehe ich mich zu dem Schlusse gedrängt, daß eben in der ernsten, weihevollen Naturlyrik der Mittelpunkt von Uhlands Dichternatur liege. Es scheint mir, Gedichte, wie „Die sanften Tage", „Schäfers Sonntagslied", „Frühlingsglaube", „Das Thal", „Auf der Ueberfahrt", „Sonnenwende", „Auf den Tod eines Landgeistlichen" bezeichnen die tiefste Eigentümlichkeit Uhlands; Gedichte, die einen milden Silberglanz über die Natur legen, wie man ihn gewahren mag, wenn man von der Schanze des Tübinger Schlosses an einem

Frühlingsmorgen das Neckarthal und den blau-duftigen Rand der Alb überschaut.

Sind aber neben dieser Haupt- und Grundstimmung in Uhlands Naturlyrik die verschiedensten Töne bis zu der glanzvollen Schilderung der Weinlese in der „Geisterkelter" vertreten, so zeigen die erzählenden Gedichte, nachdem einmal die Monotonie der Schäfer und Königstöchter überwunden ist, eine prächtige Fülle des frischesten Farbenreichtums. Welche Töne wären da nicht vertreten, von dem frohen Kampfesmut Taillefers bis zu der getragenen Feierlichkeit des Wallers, von der Holzschnittfigur des Rauschebarts bis zu der eleganten Zärtlichkeit der galanten Troubadours! Der künstlerisch fruchtbare Moment ist stets mit sicherem Griff herausgefunden; es ist alles da, was die Erzählung poetisch heraushebt, kein Jota mehr und weniger. Schien uns die Naturlyrik den Mittelpunkt seines Gemüts, seiner geistigen Anlage zu verraten, so mag die Ballade ihn am meisten als den großen Meister der Kunst erweisen. Eine Kunst aber, die Natur zu sein scheint, so sicher und groß, mit so weiser Begrenzung ist sie geübt. Uhland hat uns in dieser Beziehung verwöhnt. Man kennt gerade seine Balladen schon von früher Jugend auf und mag leicht gewohnt werden, sie als etwas Selbstverständliches anzusehen: man lese einmal die Taschenbücher seiner Zeit, man lese die Sammlungen unserer bedeutendsten Dichter — ich nehme Schiller und Goethe, was die epische Schilderungskunst betrifft, nicht aus — und

sehe dann zu, ob man einen finde, der über Uhland zu stellen wäre.

Je reiner wir uns auf das eigentlich Poetische in der Poesie beschränkten, um so bedeutender ist uns seine Gestalt erschienen. Dahin gehört nun auch noch Stil und Behandlungsweise. Sie verdienen das höchste Lob. Vor allem die äußere Form, Sprache und Metrik. Daß Uhland in formeller Beziehung zu unseren vollendetsten Dichtern zählt, ist schon lang erkannt worden. Wenn es nicht den Hauptpunkt seiner Darstellung in der Litteraturgeschichte bildet, so kommt das nur davon, daß er noch genug tiefer liegende Vorzüge hat und seinen Ruhmestitel nicht bloß von der Formvollendung seiner Poesie abzuleiten braucht. Ein Virtuos ist er nicht; er hat gewiß nie ein Gedicht gemacht, um bloß mit der Form zu glänzen; die allgemeine Eigenschaft aller formalistischen Dichter, die Eitelkeit, lag ihm gänzlich ferne. Er benützt die glänzenden romanischen Versmaße, welche die Romantiker pflegen, das Sonett und die Oktave, aber nur in einem gewissen zeitlich abgegrenzten Teil seiner Dichtung, und gerade diese beiden Formen ist er mit bedeutendem Gehalt auszufüllen bemüht gewesen, gerade in ihnen tritt bei ihm der Gedanke, von der cyklischen Form gehoben, besonders prägnant heraus. Gewiß, wenn Platen sich gerühmt hat, im Sonett den ersten Preis errungen zu haben: Uhland hätte es mit gleichem Recht von sich rühmen dürfen, vielleicht mit größerem, denn er verschmäht den Reiz der auf-

fallenden Reime, die bei Platen keine kleine Rolle spielen. Von antiken Versmaßen erscheint bei ihm nur das Distichon; andere sind nach ein paar Jugendversuchen aufgegeben worden. Seine Form ist dafür zu musikalisch, der allgemeine Stimmungscharakter zu gleichmäßig über das Gedicht verbreitet, als daß die scharf gegliederten antiken Metra ihm hätten gemäß sein können. Ganz überwiegend verwendet er einfache, sangbare Versmaße, in der Regel die allereinfachsten und gewöhnlichsten. Aber er verwendet und handhabt sie mit einer unbedingten künstlerischen Sicherheit, die eben, weil sie so vollendet ist, als natürliche Leichtigkeit erscheint. Nirgends ist da etwas von den elenden Hilfsmittelchen zu bemerken, deren andere sich bedienen müssen, um ein Wort, einen Gedanken in den Vers zu bringen, von den gequälten Wortstellungen, den Satz- und Wortverstümmelungen anderer; die Rede läuft fließend ab, bald in einfach schlichter Melodie, bald in reichen, glänzenden Tonmassen. Ich erinnere an den „Taillefer" mit seinem unregelmäßigen springenden Rhythmus, der wie Hufschall oder Schwertklang tönt, oder an das eigentliche Prachtstück, „Das Glück von Edenhall": wie klingt und rauscht das, wie zwanglos ist für den stets wiederkehrenden Reim das rechte Wort gefunden und wie großartig, dämonisch, schicksalsgewaltig wirkt diese Widerholung desselben Reimklanges! Uhland hat jedenfalls mit Bewußtsein die äußere Form als ein nicht zu unterschätzendes Element der Poesie angesehen und behandelt. Dafür zeugt

seine Strenge in Einhaltung der Regeln. Nicht nur die Prosodie ist durchweg rein und klar gehalten, nicht nur sind alle Versmaße, denen es an leichter Uebersichtlichkeit fehlt, streng vermieden; auch die Regeln des Wohlklangs sind streng beobachtet, ich will nur erwähnen, daß der Hiatus von Uhland gewissenhaft vermieden worden ist. Man weiß, wie streng er gegen seine eigenen Gedichte gewesen ist. Immer mehr hat er sich reine, klare Form und konzisen Ausdruck zur Pflicht gemacht. Wenn er ein Gedicht nicht in die Sammlung aufgenommen oder aus derselben wieder ausgeschieden hat, so werden wir immer neben den sachlichen auch formale Gründe dafür finden; ebenso bei den Umarbeitungen älterer Gedichte. Die endgültige Gestalt des „Blinden Königs" unterscheidet sich von der ersten wesentlich durch formale Verbesserungen; „Mutter und Kind" hat er aus einer breiteren, lyrischen Form in die jetzige epigrammatische zusammengedrängt; der Cyklus „Der Königssohn" war anfänglich bedeutend größer und ist mit weiser Oekonomie verkürzt worden; die fünfte Nummer desselben („Wie schreitet königlich der Leu") hatte in ihrer ältesten Gestalt freie, reimlose Rhythmen und ist erst später mit Reimen versehen, überhaupt in eine gleichmäßiger fließende Form gebracht worden. Es ist ein vielleicht minder bedeutsamer Zug, wenn Uhland zu dem ersten Gedicht „Gesang und Krieg" genau ein Jahr später das zweite im selben Versmaß und Umfang hinzudichtet, oder wenn er zu dem „Ständchen"

vierundzwanzig Jahre später zwei weitere ihm genau nachgebildete „Sterbeklänge" hinzufügt. Bezeichnend aber sind die spanisch-provenzalischen Gedichte, von denen ich schon geredet habe. Als Uhland lange Zeit nach ihrer Abfassung sich in „Bertran de Born" und „Waller" wieder auf denselben geographischen Boden begab, hat er alsbald wieder dasselbe Versmaß gewählt, aber nunmehr es durch Verdopplung in seiner Wirkung unendlich gesteigert; auch die noch später entstandene „Bidassoa-Brücke" zeigt wieder eine Modifikation der alten Form. Eben dieses Beispiel kann beweisen, wie wesentlich für Uhland die Form ist, aber wie sie ihm eben nur das Kleid der Gedanken, kein Ding von selbständiger Bedeutung ist. Nochmals, er ist kein Virtuos, er ist ein Künstler.

Es gibt aber auch eine innere Form des Gedichts, die nicht minder wichtig ist als die äußere: die ganze Tonart, auf welche dasselbe gestimmt ist, alles, was zwischen der rein sachlichen Stoffwahl und der rein technischen Behandlung in der Mitte liegt. Man hat öfters, namentlich in früheren Zeiten, Uhland zu sehr als Volksdichter betrachtet; zum Glück ist man von dieser einseitigen Betrachtungsweise zurückgekommen. Er ist in der That nicht sehr hoch gewertet, wenn man — bestochen etwa durch die große Verbreitung seiner populärsten Lieder auf dem Wege der musikalischen Komposition — ihn eben als den Dichter für Männergesangvereine ansieht; da hat er doch ganz

andere Saiten auf seinem Instrument! Aber es ist allerdings nicht hoch genug zu schätzen, wenn ein Dichter von solcher Höhe der Begabung und Kunst zugleich für die Empfindung weiterer, ja mitunter der allerweitesten Kreise zu dichten imstande ist; es ist ein Beweis von gesunder Kraft, von geradem Biedersinn; und es thut der künstlerischen Größe Uhlands keinen Eintrag, daß er ein paar Lieder gedichtet hat, die Soldaten und Mägde singen. Er ist dabei nicht etwa jeweilig ein anderer, wie Schubart, der die volkstümlichsten Kunkelstubenlieder und Klopstockische Oden nebeneinander hat; seine Poesie ist eine wirkliche Einheit, er wird in seinen höchsten Kunstprodukten zwar nicht mehr von jedem gewürdigt, aber doch dem Wortlaut, der allgemeinen Tendenz nach aufgefaßt werden, er wird in seinen volkstümlichsten Liedern vom feinsten Manne nachempfunden werden können. Für blasierte Feinschmecker ist er nicht; er hat zu viel derbe Substanz an sich. Den Klopstockischen Odenschwung wird man in unserem Zeitalter schwerlich sehr schmerzlich bei ihm vermissen, man wird vielmehr leicht geneigt sein, in seinem stilleren Gefühlserguß mehr Wahrheit zu finden. Eher wird man eine gewisse dämonische Ader an ihm vermissen. Er hat das Unheimliche, Gespenstische nicht umgangen; aber er hat es stets episch behandelt, bald mit einem derben Humor, mag er das Ganze beherrschen wie in „Graf Richard Ohnefurcht" oder nur mitklingen wie in „Junker Rechberger", bald als eine Art von ethischer Nemesis, wie im „Glück von

Edenhall". Sich eigentlich poetisch mit den Tiefen zu thun zu machen, in denen die Rätsel des Lebens ruhen und der Wahnsinn lauert, das ist nicht seine Sache; er ruft nicht umsonst dem Kirchhof zu, die schwarze Erde mit frischem Grün zu überdecken. Unendlich weit muß er hier, um nur bei seinen Landsleuten zu verweilen, hinter Mörike zurückstehen, der vor allem im Maler Nolten ganz grandiose Dinge dieser Art hat. Doch zurückstehen ist nicht das rechte Wort; Uhland hat sich auf solche Gebiete überhaupt nicht begeben wollen, so wenig als er etwas von Kerners Seherinnen wissen wollte. Er hält sich in den Grenzen der normalen, gesunden Menschennatur; sie sind noch weit genug für eine bunte Fülle von Stimmungen, Motiven und Tonarten. Ein volles, kräftiges Menschenleben geht vor unserem Auge vorüber; das Kind, dessen Anblick sanfte, fast wehmütige Teilnahme erweckt, der Jüngling, der ehrfurchtsvoll in die Hallen der großen Welt der Thaten eintritt, der Mann, der mit freiem Wort und unerschrockener That für das Wohl seines Landes einsteht, der Greis, der sich müd unter den bunten Teppich der Flur hinuntersehnt, sie sind alle in schönen, klaren Zügen geschildert. Ungeheuchelte Frömmigkeit findet sich neben froher geselliger Laune, tiefer, gehaltener Ernst neben liebenswürdigem Humor, lachender Heldenmut neben ritterlicher Galanterie, aufjauchzende Frühlingswonne neben nächtlichem Elfenspuk. Die verschiedensten Situationen eines Lebens, die verschiedensten Schichten der Gesell-

schaft sind bedacht: der Königssohn, der sein Reich zurückzuerobern auszieht, der greise Kriegsheld im Kampf mit Junkern und Städtern, der Sänger, der mit einem Liede Länder entflammt, der Soldat, dem sein bester Kamerad zur Seite fällt, der Jäger, der sich auf feine Galanterien nicht versteht, der Bauer und der Schmied mit seinem Schatz, das Mädchen, das mit Stolz den Geliebten am Fenster vorbeisprengen sieht, mit einer stillen Thräne dem heimlich Geliebten nachschaut, der Arme, der sich auf die Erlösung vom Erdenleid freut, der Gefangene, den der Ruf der Lerche doppelt elend in Nacht und Grauen zurücksinken läßt. Schmerzliche Töne fehlen mit nichten in dieser reichen Tonleiter: wehmütiger Hinblick auf die Vergänglichkeit des Irdischen, gefaßte Trauer um geschiedene Freunde, mitleidige Teilnahme mit der Jugend, die in so harten und rauhen Zeiten heranwachsen muß; ja eines der tiefsten, vielleicht das tiefste Gedicht, das Uhland je geschaffen hat, „Traum", läßt in einem erschütternd schönen Gesicht, in das alle Wehmut des menschlichen Lebens zusammengedrängt erscheint, die Wonnen und Freuden von der Erde scheiden:

Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

Selbst der bittere Hohn über die Elendigkeit der Menschen ist dem Dichter nicht fremd, obwohl er ihn nur einmal in seiner „Wanderung" ergossen, sonst lieber seine Bitterkeit in sich begraben hat. Bloß jener krankhafte und unwahre Weltschmerz ist ihm fremd

und von Grund aus zuwider, der mit koketter Selbstbespiegelung immer wieder von dem Gift redet, das die Welt ihm statt Nahrung geboten, und von dem Riß, der durch sein Inneres gehe, auf daß die Welt sagen möge: O, welch ein edler Geist ist hier zerstört! Wenn er auf die Weltschmerzlyrik zu reden kam, da konnte der milde, duldsame Mann höhnisch werden und harte Worte gebrauchen: „Die Biene stirbt, wenn sie gestochen hat, die Lyriker stechen immerfort und sterben niemals."

Wenn man den Grundcharakter von Uhlands Poesie mit einem Worte bezeichnen wollte, so könnte man ihn wohl als einen männlichen bezeichnen. Edle Mannheit ist schon in seinen Jugendgedichten zu verspüren; greisenhaft ist er niemals geworden. Am meisten eignet ihm immer der volle, ungebrochene Ton aus einer kräftigen, frei gewölbten Brust. Heldenhaftigkeit und edle Milde stehen als schönes Schwesterpaar in seinen Gedichten nebeneinander, wie sie in den Gedichten des Mittelalters nebeneinander gefeiert sind, mit denen er sich so viel beschäftigt, aus denen er so manchen schönen Typus, so manches prächtige alte Wort für seine Poesie entnommen hat. Ich wüßte keinen andern unserer Dichter ihm in seiner Art zu vergleichen; denn er ragt um Haupteslänge empor über die, denen er seine poetischen Ideale entlehnt hat, wie über die, welche auf seinen Schultern und in seinem Sinne weiter gedichtet haben. Unter den Malern mag man an Schnorr von Carolsfeld denken, der aber weit

tiefer in der Romantik stecken geblieben ist und sowohl an Talent als an Form entschieden unter Uhland steht. Nur einen Musiker etwa wüßte ich ihm zur Seite zu stellen, der zwar in der Ausdehnung und im großen Stil seiner Werke sich beträchtlich über ihn erhebt, aber doch sozusagen in der geistigen Tonart seiner Kompositionen ihm verwandt ist. Schon bei manchen Gedichten Uhlands ist mir der alte Händel eingefallen, bei manchen Kompositionen Händels Uhland. Natürlich rede ich nur von der Auffassungs- und Darstellungsgabe, soweit sie vom äußeren Umfang und der Anlage der Werke unabhängig ist; denn die großen Opern und Oratorien, die großen Orgel- und Instrumentalwerke Händels sind ja, als Ganze betrachtet, von den im engsten Rahmen gehaltenen Meistergebilden Uhlands ganz verschieden. Beide sind so recht die eigentlichen Darsteller freudigen Heldentums, aber auch jene männliche Milde herrscht in Händels Werken; jene klare, gerundete, technisch vollendete, aber sich nie zur virtuosen Spielerei herbeilassende Form macht auch Händels Werke unsterblich; beide bleiben in ihrer höchsten Kunst immer verständlich, sie haben die Gabe, die richtige Darstellungsweise mit genialem Instinkt zu finden. Daher ist Uhland populär wie kein zweiter Dichter, und so war es auch Händel und wird es jetzt wieder mehr. Der Schwanengesang Simsons erinnert mich stets wieder an Uhlandische Art und Weise, ebenso melodiös, ebenso mild und gefaßt, ein ebenso weiches — nicht sentimentales — Verklingen wie in manchem Lied

Uhlands. Und fast noch mehr glaube ich bei der Lektüre Uhlandischer Heldengedichte Händelische Klänge zu hören, vor allem jenen Trauermarsch, den größten, den die Geschichte der Musik kennt, in dem ein Heer von Helden festen Schrittes an unserem inneren Auge vorüberzieht.

---

Nur beiläufig ist bisher von Uhlands dramatischen Dichtungen die Rede gewesen; und sie sind doch wohl einer besondern Betrachtung wert. Ja, wenn wir der Stimme eines ehedem geschätzten dramaturgischen Kritikers folgen wollten, so müßten wir Uhlands Dramen in die erste Reihe unter seinen Werken stellen. Hat doch Wienbarg in seiner Arbeit über „die Dramatiker der Jetztzeit" behauptet, der Balladendichter Uhland sei nur der in tausend Stücke zersprungene Dramatiker. Es war eine Paradoxie, wie sie den Herren vom jungen Deutschland manchmal in die Feder gekommen sind. Schon Hebbel, der eifrigste und unbedingteste Bewunderer Uhlands, hat dieselbe zurückgewiesen; er selbst war für Uhlands Dramen voll von Anerkennung, die, nachdem er selber sich mit bedeutenden Werken auf diesem Gebiet hervorgethan hatte, einer nüchterneren Betrachtung gewichen ist. Man hat früher von Uhland nur die beiden Dramen gekannt, die er selbst herausgegeben hat, „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier"; dazu die in der Gedichtsammlung veröffentlichten Fragmente „Schildeis", „Das Ständchen" und „Konradin" nebst der

dialogiſchen Szene „Normänniſcher Brauch“, die nur ganz äußerlich an die dramatiſche Form anknüpft und in allen andern Beziehungen zu den Balladen gezählt werden darf. Nach Uhlands Tode wurde in Ludwig Seegers Deutſchem Dichterbuch die ſchon erwähnte Poſſe „Der Bär“ veröffentlicht, welche Uhland mit Kerner gemeinſam verfaßt hat und von welcher vierzig Jahre früher ein kleiner Teil in dem Taſchenbuch „Rheinblüten“ abgedruckt worden war. Seitdem haben wir aber durch andere Publikationen Kunde von manchen anderen dramatiſchen Plänen Uhlands erhalten, und Adelbert Keller hat 1877 in ſeinem höchſt verdienſtlichen Werke „Uhland als Dramatiker“ alles zuſammengeſtellt, was man über Uhlands dramatiſche Entwürfe weiß.

Es iſt nicht wenig. Auch wenn man abzieht, was — wie der Normänniſche Brauch — lediglich eine äußere dialogiſche Einkleidung hat und wozu man aus Uhlands älteren Gedichten ebenſo gut noch ein paar, wie „Mönch und Schäfer“, hinzufügen könnte, ſo bleiben immer noch zwei volle Dutzende vollendeter und unvollendeter Dramen übrig. Allem nach reichen dieſe Entwürfe ebenſo weit in der Zeit zurück, wie die Gedichte. Lediglich eine Uebung, wohl noch aus der Zeit des vorbereitenden akademiſchen Unterrichts, iſt die Ueberſetzung aus Senecas Thyeſt; zur klaſſiſchen Stoffwelt gehört auch noch der etwa 1805 gefaßte Plan „Achilleus' Tod“, von dem nur eine Briefſtelle zeugt. Dann folgen ein paar Entwürfe aus der

romantischen Ritter- und Heldenwelt, zumeist in den Norden verlegt, in der Haltung etwa parallel den ältesten gedruckten Gedichten, soweit wir die Entstehungszeit kennen, aus dem Jahre 1807; es ist aber noch in dem 1809 verfaßten kurzen Drama „Benno" dieselbe Art der Romantik von etwas dunkler, feierlicher Färbung zu finden, mit geharnischten Rittern und Knappen, Brudermord, Wald und Einsiedelei; auch ein wenig genau bekannter Plan vom Jahre 1810 („Der eifersüchtige König") scheint am meisten in diese Kategorie zu gehören. Daneben aber zeigt sich schon 1807 ein Entwurf anderen Charakters in „Francesca von Rimino", nach der bekannten Erzählung bei Dante; ein Entwurf, der in den ausgeführten Szenen sehr viel Schönes zeigt — wie auffallend er in der Sprache an Goethes Tasso gemahnt, habe ich gelegentlich zu erwähnen gehabt. Eine breite Spur hat nun aber die Einwirkung Tiecks und der mit ihm verwandten Gruppe von Romantikern auch in Uhlands dramatischem Dichten eingedrückt und zwar in denselben Jahren, da wir diese Einwirkung in seiner Lyrik wahrnehmen. Außer den früher von mir genannten Entwürfen, welche dieser Gruppe angehören („Eginhard", „Nachspiel zu Kerners Eginhard", „Der Bär", „Tamlan und Jannet") sind noch zwei weitere zu nennen: „Die Serenade", nur in einem Scenarium auf uns gekommen, und „Die unbewohnte Insel", deren Manuskript noch vorhanden zu sein scheint, aber bis jetzt nicht bekannt gemacht worden ist.

Mit dem Jahr 1816 findet auch im Drama dieselbe entschiedene Abwendung von dieser Richtung statt, wie in der Lyrik. Nunmehr treten Gegenstände aus der deutschen Geschichte und Sage in den Vordergrund. Nur die Geschichte des spanischen Nationalhelden Bernardo del Carpio fällt außerhalb dieses Rahmens; was von diesem Entwurf erhalten ist, in Prosa, in Blankversen und in spanischen Trochäen, zeigt eine sehr schöne und edle Sprache. Der deutschen Sage gehören zwei Entwürfe an: die „Nibelungen" und „Der arme Heinrich". Vom letzteren ist fast nichts erhalten; vom ersteren eine vollständige prosaische Skizzierung des Inhalts aller einzelnen Szenen. Darnach zerfällt der Entwurf in zwei Stücke: „Siegfrieds Tod" und „Chriemhildens Rache"; das Ganze beginnt mit dem Besuch Siegfrieds in Worms und endet mit Kriemhildens Tod; im ganzen sind sechzehn Aventüren aus den zwei letzten Dritteln des deutschen Nibelungenlieds behandelt. Von Geibels und Wagners Versuchen unterscheidet sich der Uhlandische durch die Mitberücksichtigung der zweiten Hälfte des Nibelungenlieds, von beiden und zugleich von Hebbel dadurch, daß Uhland, außer in unwesentlichen, rein poetischen Kleinigkeiten, nicht über das deutsche Nibelungenlied hinausgegangen ist. Er hat die Sage ganz auf dem menschlichen Gebiet gehalten, im treuen Anschluß an das Nibelungenlied, aus dem er bloß noch ein paar dort schon nicht mehr verstandene Ueberreste des alten Mythus zu beseitigen brauchte. Ich halte diesen

Weg in der That für den richtigsten. Walküren und hornhäutige Drachentöter lassen wir uns in der alten Dichtung gern gefallen, in moderner Verwendung werden sie unbedingt akademisch ausfallen. Geibels Brunhild mit all ihren großen stilistischen Schönheiten kann das beweisen; von Wagners Zurückschraubung auf das Niveau der altnordischen Göttersage gar nicht zu reden, welche, mag sie so geschickt gemacht sein als sie wolle, nur durch eine alle Fibern aufreizende und wieder betäubende Musik und eine szenische Ausstattung von kolossalstem Umfang ihre Wirkung thun kann. Es ist aber leider nicht möglich, die Gegenprobe auf diese Behauptung zu machen, denn von dem Uhlandischen Entwurf, der in Einzelheiten sehr feine und kraftvolle Gedanken enthält, ist neben dem Szenar nur eine kleine Anzahl von Versen aus der ersten Szene, dramatisch ganz unwichtig, zustande gekommen.

Die übrigen dramatischen Pläne sind aus der Geschichte des deutschen Mittelalters, zum Teil mit den Modifikationen und Ausschmückungen, welche schon ältere Sage daran angebracht hat: die Fragmente „Konradin", „Die Weiber von Weinsberg", „Welf", „Otto von Wittelsbach", „Johannes Parricida", welche von 1816 bis 1820 fallen, und die beiden ausgeführten Stücke „Herzog Ernst von Schwaben" (1816/1817) und „Ludwig der Baier" (1818). Die „Weiber von Weinsberg" waren als Schwank gedacht, bei welchem die Motive der viel späteren Begebenheiten mit den

Schorndorfern mit eingewirkt haben werden; ein paar ausgeführte Szenen in Hans Sachsischem Ton sind davon erhalten. Die andern Stücke gehören der ernsten Gattung an. „Konradin" ist aus der Gedichtsammlung bekannt; was davon erhalten ist, ist nur der prächtige Anfang des Ganzen, über den Uhland nicht hinausgekommen ist; er wisse, schrieb er später, aus eigener Erfahrung, „daß dieser geschichtliche Gegenstand für das Drama günstiger zu sein scheint, als er es wirklich ist." Von „Welf" haben wir bloß einen kleinen Anfang in schöner Bildersprache, wie immer bei Uhland, der aber keinerlei Aufschluß über die Absichten des Dichters gibt; vom Parricida bloß eine flüchtige Erwähnung des Vorhabens, diesen Stoff zu behandeln; von Otto von Wittelsbach ein Szenarium, das eine treffliche Steigerung der Handlung bis zum dritten Akte, von da an eine etwas schwächlichere Haltung zeigt.

Bei Uhland ist jedoch die farbenreiche poetische Ausführung immer ein Hauptverdienst, und so kann man doch nur über die beiden vollendeten Dramen mit völliger Sicherheit sich ein Urteil bilden. Sie fallen der Zeit ihrer Entstehung nach mitten zwischen die andern soeben besprochenen Dramenentwürfe hinein. „Herzog Ernst" ist noch 1816, im selben Jahr mit den meisten der „Vaterländischen Gedichte", begonnen worden, an deren Inhalt einzelne Stellen wie die berühmte „Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst ꝛc." gemahnen, und wurde im nächsten Jahr

vollendet; er hat sofort Beifall gefunden und ist 1819 zuerst in Hamburg, dann gleich darauf in Stuttgart aufgeführt worden; er scheint, so seltene Gäste beide Stücke Uhlands auf unseren Bühnen sind, bis jetzt sich noch immer als das beliebtere behauptet zu haben. „Ludwig der Baier" verdankte seine Entstehung im Jahr 1818 dem Preisausschreiben der Münchner Hofbühne für ein Schauspiel aus der bayrischen Geschichte. Er hat den Preis nicht erhalten, und überhaupt hat das Stück wohl im ganzen weniger Beifall gefunden, als sein älterer Bruder — teils wohl mit Recht, teils entschieden mit Unrecht.

Kein Zweifel, daß Ernst von Schwaben das poetisch schönere von beiden Stücken ist — Ludwig der Baier dramatisch gewiß das bessere. In das erstere hat Uhland sein poetisches, in das zweite sein politisches Ideal gegossen; daß jeder, der eben schöne Darstellung und poetische Rührung sucht, daß vor allem die Jugend sich dem ersteren zuwenden werde, ist an sich klar. Ernst von Schwaben gehört nach der Schönheit seiner Sprache nicht nur zu Uhlands besten Leistungen, sondern überhaupt zu dem Prächtigsten, was wir besitzen. Die Schönheit der äußerlichen Darstellung ist aber auch hier nur die Außenseite eines tief poetischen Inhalts. Dieses Drama ist der höchste Gesang der Freundestreue; was das menschliche Herz, die menschliche Sprache hat zur Darstellung dieses Gefühls, das, weich und stark zugleich, über den Tod hinaus dauert, das ist hier zu finden. Der

dramatische Aufbau ist dann freilich weniger zu loben. Der entscheidende Punkt der ganzen Handlung, die Erklärung Ernsts, von seinem Werner nicht lassen zu können, und seine abermalige Aechtung, fällt schon an den Schluß des ersten Aktes; die folgenden vier bilden nur die ziemlich geradlinige Weiterführung und Vollendung. Immerhin ist Ernst kein Zriny; will sagen, er ist kein ohne jegliche Schuld von seiner Seite in Erfüllung seiner höchsten Pflichten der brutalen Uebermacht erliegender Held, wie der des undramatisch gedachten Körnerischen Stückes: er hat gefehlt, hat sich gegen seinen Herrn empört, und das Tragische ist nun eben das, daß er dem Genossen seiner Empörung Treue halten muß, daß er an der Haltung der Freundestreue zu Grunde geht, welche eben die Konsequenz seiner Lehensuntreue ist. Undramatisch ist es dann allerdings, wenn im Verlauf des Stücks überall nur die moralische Lichtseite dieser Handlungsweise zum Vorschein gekommen ist. Doch ohne das wäre die poetische Schönheit jener Freundschaftsszenen getrübt worden; und man darf, wenn man das Stück als Ganzes nicht als dramatisch im höchsten Sinn des Wortes bezeichnen kann, um so gewisser hinzufügen, daß die einzelnen Szenen meistens höchst lebendig sind, zumal der Schluß des ersten und der ganze dritte Akt. Diese werden auch in der szenischen Darstellung notwendig begeisternd wirken müssen.

Der dramatische Aufbau ist in „Ludwig der Baier" entschieden besser; hier ist ein Aufsteigen bis zur Peri-

petie des Stücks, dem Sieg über Friedrich, eine Vorbereitung neuer Verwicklung und eine endgültige Lösung derselben durch die Selbstauslieferung Friedrichs und Ludwigs edlen Entschluß zur gemeinsamen Regierung. Auch ein interessanter, dramatisch wirkungsfähiger politischer Gegensatz ist vorhanden: zwischen dem altritterlichen Adel, der durch Friedrich und noch wirksamer durch seinen Bruder Leopold vertreten ist, und dem aufstrebenden Bürgertum, als dessen Protektor Ludwig, der einfache, schlichte Bürgerkönig erscheint. Dieser Gegensatz mußte Uhlands Gemüt gerade in den Jahren des Verfassungskampfes besonders beschäftigen; ob die Lösung durch die gemeinsame Regierung politisch sonderlich glücklich zu nennen ist — in der Geschichte hat dieselbe recht kurz gewährt —, diese Frage brauchte der Dichter, der hier einen menschlich schönen Zug in der Geschichte fand, nicht aufzuwerfen, dem Politiker Uhland mußte eine solche Lösung durch freien Vertrag unter den Streitenden notwendig ganz besonders zusagen. Auch die ganze Führung des dramatischen Fortschritts ist in diesem Stücke weit besser als in dem früheren. Wenn es trotzdem im ganzen weniger beliebt sein dürfte, so wird die Rechnung davon auf die des minderen romantischen Reizes kommen; wirkt doch bei den allermeisten Lesern und Zuschauern eine schöne, rührende Sprache und auf das Gefühl wirkende Einzelbilder weit mehr, als ein kraftvoller Zusammenhalt und eine richtige Entwicklung des Ganzen.

Der eigentliche dramatische Nerv, der in manchem poetisch vielleicht niedriger stehenden Stücke zu Tage tritt, ist übrigens doch in beiden Dramen Uhlands nicht zu finden. Es fehlt die psychologische Dialektik, ohne die wir uns eine große Tragödie nicht zu denken vermögen. Vischer hat damit schon den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er eben an das Fehlen dieses Faktors erinnert, daran, daß die Fähigkeit, sich in einen fremden Zustand zu versetzen, bei Uhland zwar für die erzählende Dichtung, nicht aber für die dramatische ausgereicht habe. Das kommt vor allem in „Ludwig der Baier" zum Vorschein. Wenn die ganze Gestalt und Katastrophe Ernsts von Schwaben zwar nicht poetisch schöner, aber jedenfalls dramatisch interessanter zu machen gewesen wäre, falls der Dichter ihm mehr innere Zerrissenheit zu geben unternommen hätte, falls er den Kampf in seinem Innern zwischen Lehenspflicht und Freundestreue dargestellt hätte, statt ihn, als einen stets in gerader Linie wandelnden Menschen, wie er selbst einer war, sofort ohne solchen Kampf nach der einen Seite hin fallen zu lassen: so leidet in dem zweiten Stücke, das wegen seines dramatischeren Aufbaus noch mehr von solcher Dialektik verlangt hätte, auch der unmittelbare Eindruck unter einer gewissen Starrheit der Figuren. Prächtig sind ein paar Nebenfiguren, die einfach geradeaus reden und handeln durften, vor allem der oft angeführte Bäcker Thomas mit seinem Sohn. Auch der zielbewußte, kräftige, aber milde Ludwig, ganz ein Held

und Regent nach dem Herzen Uhlands, ist schön gezeichnet; ebenso der wilde, rücksichtslos zufahrende Leopold. Aber für die Figur Friedrichs haben die Farben auf Uhlands Palette nicht ganz zugereicht. Hier verlangte schon der Kontrast gegen Ludwig die Darstellung eines ritterlich edeln, aber auch ritterlich übermütigen Kavaliers, der etwas unstätes Feuer im Blut hätte, von bezaubernder Liebenswürdigkeit, ein Stück von einem Egmont oder Don Juan — das ist kein Held für Uhland, dafür ist er zu gut bürgerlich und häuslich.

Man glaubt eine gewisse harte Ungeübtheit im Gebrauch der dramatischen Kunstmittel, der einen Mann von aalglatter Beweglichkeit und Muskelgewandtheit verlangt, auch in manchen Einzelheiten wahrzunehmen. Wenigstens erscheint mir die Art, wie die Sagenerzählungen von Ernsts Reisen beiläufig verwertet sind, und noch mehr, wie die Anekdote vom frommen Schweppermann und seinen Eiern angebracht ist, mehr Pietät gegen die Tradition als Geschick der dramatischen Verwendung zu verraten; der Schüler Albertus ist gleichfalls eine Figur, die aus der großen Belesenheit Uhlands in mittelalterlichen Dingen herstammt, sie soll wohl ähnlich wie etwa die komischen Figuren Shakespeares zur Belebung des Kolorits beitragen, aber — Uhland ist kein Shakespeare. Anfänger machen öfters Reminiscenzen. Ich glaube, auch im Herzog Ernst solche zu finden. Der Kaiser Konrad wenigstens gemahnt mit seiner strammen Regierungs-

politik, die er gegen rebellische Große seines Reichs durchsetzt, an Heinrich IV., und es ist bezeichnend, daß beide mehr zur Folie für andere dienen. Der Schluß erinnert an den des Hamlet; oder sollte dem Dichter der von Wallensteins Tod vorgeschwebt haben, in welchem auch dem klugen Politiker am Ziele seines Strebens, das mit der Vernichtung des dramatischen Helden erreicht ist, mit Bitterkeit gesagt wird: du hast erreicht, was du gewollt? Auch Ernst und Werner gemahnen im ganzen und in einzelnen Zügen an Carlos und Posa.

Jedoch, es mag der Kritik genug sein. Sagen, daß ein Stück Fehler habe, soll nicht heißen, es sei schlecht. Schlecht ist nichts, was Uhland gemacht hat; es kam nur darauf an, die Grenzen, die auch das größte Genie hat, bei ihm festzustecken. Wer gibt nicht gerne die höchste Vollkommenheit preis auf einem Gebiete, das die tiefste Begabung des Mannes nicht berührt? Wie kommt es aber, daß Uhland nach 1820 auch keine leise Andeutung eines dramatischen Planes mehr von sich gibt, da doch noch mehrere seiner ausgezeichnetsten lyrischen und namentlich erzählenden Gedichte nach jener Zeit verfaßt sind? Ist es Scheu vor größeren poetischen Unternehmungen gewesen oder die Erkenntnis — wie sie dem gar nicht eingebildeten Manne wohl zuzutrauen wäre —, daß hier nicht seine schönsten Lorbeeren gediehen? Vielleicht beides, und noch ein drittes. Die Dramen bis 1814 sind eigentlich mehr eine Art von romantischen Stilübungen, „sich

in erneutem Kunſtgebrauch zu üben", um mit Goethe zu reden. Uhlands Herzblut fließt doch nur in den ernſten Dramen von 1816 an und dieſe alle, ſoweit wir ſie einigermaßen kennen, — mit Ausnahme der Nibelungen und des armen Heinrichs, der beiden Bearbeitungen alter Sage — zeigen einen entſchieden politiſchen Gehalt, der mituntet, wie in „Ludwig der Baier", als die eigentliche Seele des Stoffes erſcheint. Iſt es ein Zufall, daß dieſe Verſuche gerade in die Jahre fallen, da des Dichters Gemüt durch die politiſchen Kämpfe Württembergs erregt war? Es iſt Zeit, zu dieſen Kämpfen überzugehen.

## 3.

Schon zu Anfang dieser Darstellung ist angedeutet worden, in welcher geistigen, politischen und sozialen Atmosphäre Uhland aufgewachsen ist. Die altwürttembergische Verfassung, welche seit Jahrhunderten mit dem Volke verwachsen und namentlich den selbstbewußteren Kreisen der Beamten- und Gelehrtenwelt lieb und teuer war, hatte schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Erschütterungen und Kämpfe zu bestehen. Es war eine Organisation, die noch in das Mittelalter zurückragte und ihrem Wesen nach den modernen staatsrechtlichen Gebilden fremdartig gegenüberstand. Rechte des Landes und Rechte des Fürsten standen koordiniert nebeneinander; ein Zusammenwirken beider Faktoren war möglich, aber nicht gefordert und daher auch nicht regelmäßig. Bezog der Fürst, durch sein Kammergut mit eigenen Einkünften versehen, vom Lande nichts, außer was dieses ihm auf dem Wege des immer wiederholten Kompromisses ohne Präjudiz darreichen mochte, um die

Schulden zu zahlen, die eine gerade im achtzehnten Jahrhundert bis zum Wahnsinn getriebene Verschwendung anhäufte; war er in gesetzgeberischer und administrativer Beziehung an die Mitwirkung des Landtags nicht rechtlich gebunden: so hatte dieser wiederum die Verwaltung wesentlich in seiner Hand, vor allem aber die Besteuerung, überhaupt die Finanzwirtschaft des Landes. Der Charakter der ganzen Verfassung war mehr privatrechtlich als staatsrechtlich; durch eine Reihe von Verträgen zwischen den Herzögen und der Landschaft immer wieder neu stipuliert, stand das ganze Rechtsverhältnis schließlich unter der Oberaufsicht des Kaisers als des obersten Lehensherrn. Mit seiner Verfassung bildete Württemberg eine Rechtsinsel auf dem Kontinent; und nun begannen die Wogen der französischen Revolution gegen dieses Eiland anzustürmen. Die Stimmung sehr vieler, vielleicht der meisten unter den Jüngeren namentlich, war für diese große Bewegung, deren helles Licht man zwar oft durch schwarze Schatten verdüstert sah, aber doch immer wieder ungetrübt hindurchbrechen zu sehen hoffte. Es bedarf keines Erweises, wie sehr die treibenden Ideen jener Zeit sich von denen der alten württembergischen Verfassung unterschieden; es gibt eine ganze Litteratur aus den neunziger Jahren, die sich eben mit den Fragen befaßt, welche durch das Eindringen der neuen Ideen in den alten Staatskörper entstanden. Das Land hat sich aber auch praktisch in die Kämpfe der französischen Republik hineingestellt. Der Herzog stand

auf Oesterreichs Seite; die Landschaft wollte, ohne den gewiß vorherrschenden Sympathien für Frankreich eben offenen Ausdruck geben zu wollen, jedenfalls das Land vor den Schädigungen eines französischen Einfalls bewahren, und so ist es sogar zu etwas gekommen, was man jetzt für ein staatsrechtliches Kuriosum ansehen würde, was aber bei jener Koordination von Fürst und Volk recht begreiflich war: zu einer Sendung nach Paris von seiten der Landschaft, welche bat, das Land für die Politik seines Herzogs nicht verantwortlich zu machen. Herzog Friedrich, der 1797 zur Regierung gekommen war, konnte seiner geistreich-ungestümen, rücksichtslosen, hochstrebenden Natur nach keine Freude an ständischer Verfassung haben, die ihm, dem Autokraten, in ganz republikanischer Form gegenüberstand und gegenübertrat. Er ging später auf die Seite Napoleons, mit dem er sich verschwägerte, und durch diesen Verteiler von Kronen sah er seine Macht immer mehr gesteigert. Von dem Hauptschluß der Reichsdeputation 1803 an erhielt Württemberg einen Gebietszuwachs um den anderen; lauter Gebiete, die nun erst in das System der württembergischen Verfassung aufzunehmen gewesen wären, aber in den Rahmen derselben schon deshalb schlecht paßten, weil sie zum größeren Teil katholisch waren und jene Verfassung mit der lutherischen Kirche aufs allerengste verknüpft war. Der absolutistische Charakter des Herzogs und diese Schwierigkeit, seine neuen Erwerbungen in den Komplex des konstitutionellen Landes einzupassen,

mußten mit einander in einer und derselben Richtung auf die Aufhebung der Verfassung hin wirken. Friedrich bekam 1803 die Kurfürstenwürde, durch den Frieden von Preßburg 1805 die Königswürde mit der vollen Souveränität und den aus dieser Souveränität fließenden Rechten. Nun achtete er den Zeitpunkt für gekommen, um den von beiden Seiten mit viel Haß geführten Streitigkeiten mit den Ständen ein Ende zu machen. Am 30. Dezember deckte er die Hand auf die Kassen und das Archiv der Stände, verpflichtete tags darauf die Aemter zur bedingungslosen Unterordnung unter die Regierung und Steuerablieferung an dieselbe und proklamierte am 1. Januar 1806 die Königswürde.

Das Land war nun zehn Jahre lang ohne ständische Verfassung, und wenn die alte Verfassung nicht schon zuvor bei den einflußreichsten Stimmführern im hellsten Lichte gestanden wäre, der Gegensatz der schweren, von überall her bedrängten Zeiten hätte sie in ein solches zu setzen genügt. Die Verhältnisse änderten sich durch die Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands nach Napoleons Sturz. Der Bundesvertragsentwurf bestimmte, daß in allen Bundesstaaten ständische Verfassungen eingeführt und ein Minimum der ständischen Rechte festgesetzt werden sollte. Diese Bestimmung eines Minimums wurde von Württemberg als Kränkung der Rechte des Landesherrn bezeichnet und zurückgewiesen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Friedrich den weiteren Zumutungen der Mächte zuvor-

kommen wollte durch freiwillige Erteilung einer Verfassung an sein Land und zwar einer Verfassung, in welcher jenes Minimum ständischer Rechte und noch darüber hinaus geboten wäre. Er berief zu Anfang des Jahres 1815 eine Ständeversammlung ein, welche den von ihm vorgelegten Verfassungsentwurf beraten sollte. Dieser Entwurf aber stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten sowohl bei den Vertretern des altwürttembergischen Landes, welche zunächst die Zugrundlegung der alten Verfassung, also Wiederherstellung des vom Herzog einseitig gelösten Vertrags verlangten und die durch Zeitverhältnisse und Gebietsvergrößerung notwendig gewordenen Aenderungen eben als Aenderungen des alten Rechtsstandes zulassen wollten, als auch bei dem Adel, dessen reichsunmittelbare Gebiete ohne jeden Rechtsgrund dem Lande einverleibt worden waren. So wurde der Landtag Mitte 1815 vertagt. Als er wieder einberufen wurde, hatte der König sich zu einem wesentlichen Zugeständnis herbeigelassen: er wollte die alte Verfassung als Grundlage für die altwürttembergischen Landesteile zugeben und nur für die neuwürttembergischen eine neue, auf dem modernen Repräsentationssystem beruhende erlassen. Die Verhandlungen darüber waren ihrem Ende nahe, als König Friedrich am 30. Oktober 1816 starb. Sein Sohn hatte als Kronprinz viele Hoffnungen auf eine freisinnige Regierung erweckt. Er setzte die Verhandlungen sogleich nach seinem Regierungsantritt weiter fort und brachte gegen den von den Ständen inzwischen

vollendeten Verfassungsentwurf einen eigenen vor. Aber es kam abermals zu keiner Einigung; im Juni 1817 wurde die Ständeversammlung aufgelöst. Eine Anzahl entschieden freisinniger Gesetze und Verordnungen bewies aber, daß der König den Willen hatte, in verfassungsmäßigem Sinne zu regieren. Um den Abschluß des Verfassungswerkes endlich doch herbeizuführen, wurde im Sommer 1819 wiederum eine Ständeversammlung einberufen, welche bis Ende September die Verfassungsangelegenheit im wesentlichen in Anbequemung an die Regierungsvorschläge ins reine brachte.

Damit war nach einer Pause von vierzehn Jahren das Land Württemberg wieder im Genuß einer ständischen Verfassung. Die Verfassungsstreitigkeiten haben unendlich viel Staub aufgewirbelt, es hat auf beiden Seiten nicht an großen Fehlern und Verbitterungen des Kampfes gefehlt; wenn die Stände einmal die Interzession der von Herzog Karls wilder Zeit her bestellten auswärtigen Garantiemächte anzurufen unternahmen, König Friedrich aber gegen Vertreter ständischer Anforderungen gerichtlich vorging, so zeugt das bei beiden Teilen von übergroßer Hitze der Aufregung. Auch von denen, die außerhalb des Streites standen, ist in verschiedener Weise über denselben geurteilt worden. Zumeist wurde allerdings den Ständen vorgeworfen, daß sie an veralteten Anschauungen festgehalten hätten, an Anschauungen, welche weder mit der neuen Gestaltung des Landes noch mit den modernen

politischen und staatsrechtlichen Ideen zu vereinigen gewesen seien; Hegel und Gervinus sind wohl die zwei bedeutendsten Vertreter dieses Standpunktes. Man hat auf manche Uebelstände der alten Verfassung hingewiesen, auf das oligarchische Regiment, das der kleine Landtagsausschuß geführt hatte, da die ganze Landschaft oft viele Jahre lang nicht zusammengetreten war, darauf, daß die ganze Rechtsgrundlage der alten Zeit, die Reichsstandschaft, die Lehensoberherrlichkeit des römischen Kaisers, weggefallen war; man hat betont, daß der erste Verfassungsplan König Friedrichs in manchem freisinniger gewesen sei als die alte Verfassung, in welcher verschiedene jetzt fast selbstverständliche Grundrechte fehlten, man hat gesagt, die ständische Opposition habe durch ihr Feilschen nur dasselbe erreicht, was Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern: die endlich von ihr angenommene Verfassung sei der ersten König Friedrichs gegenüber ein Minus von ständischen Rechten und Vorteilen im Sinn der Opposition gewesen; in der That enthielt die definitive Verfassung das von ständischer Seite stets bekämpfte Zweikammersystem, das in dem ersten Entwurf König Friedrichs nicht enthalten gewesen war.

Man kann das alles zugeben und die Frage, ob nicht die alte Verfassung doch auch den neuen Vorlagen gegenüber ihre Vorzüge gehabt habe, ruhen lassen — wie denn hier überhaupt nicht der Ort ist, diese höchst verwickelten Fragen zu besprechen. Für die Landstände lag die Sache damals nicht einfach so,

wie ihre Kritiker sagten. Mochte bei vielen Vertretern des alten Rechtsstandes ein Familienvorurteil mitspielen: die meisten waren doch wohl einig darüber, daß Modifikationen an der alten Verfassung notwendig seien, aber sie wollten zunächst den alten Rechtsboden, den ihr Monarch durch einseitigen Machtschluß ihnen unter den Füßen weggezogen hatte, wieder anerkannt haben und erst dann sich auf weiteres einlassen. Dazu kam die Not der erst überstandenen Kriegsjahre, zu der sich mehrjähriger, in der Hungersnot von 1816/17 gipfelnder Mißwachs gesellte, um die alten Zeiten von selbst als die guten erscheinen zu lassen; dazu aber vor allem ein tiefes Mißtrauen in die Ehrlichkeit des Liberalismus, den König Friedrich anbot. Man mag es Eigensinn schelten, daß die Landstände sein Entgegenkommen nicht benutzten, daß sie auch seinem Nachfolger gegenüber, der doch an der Aufhebung der Verfassung unschuldig war, auf der Herstellung des alten Rechtsstandes verharrten; es ist aber mindestens ein Eigensinn, der viel Achtung einflößen muß, den man dem in ganz Deutschland gepriesenen Widerstande der Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Verfassung wohl zur Seite stellen darf.

Uhland hat sich von Anfang an in die Reihen der Kämpfer gemischt. Er stammte aus einer Familie, die durch mehrere Mitglieder mit den alten Verhältnissen aufs engste zusammenhing, er war Jurist und von einem äußerst strengen Sinn für das formale Recht erfüllt, an dem Regierungssystem, das er in

seinem Staatsdienst kennen gelernt, hatte er nichts weniger als Freude. Es konnte kein Zweifel sein, daß er sich sofort auf die Seite der alten Verfassung schlagen würde, des „alten guten Rechts", wie es nach ihm von Freunden und Feinden genannt worden ist. Unmittelbar an dem Werke mitzuthun, war er zunächst noch zu jung; erst mit dreißig Jahren wurde er wählbar. Inzwischen war er mit der Wucht seines Dichterwortes thätig. „Am 18. Oktober 1815" war das erste Gedicht, mit dem er in die Bewegung eingriff; im Jahre 1816 folgten „Das alte gute Recht", „Württemberg", „Gespräch", „An die Volksvertreter", „Am 18. Oktober 1816"; diese sechs zusammen wurden im Herbst 1816 als „Vaterländische Gedichte" in einem dünnen Heftchen ausgegeben. Auch nach König Wilhelms Regierungsantritt ruhte Uhlands streitbare Muse nicht; vom Spätherbst 1816 bis zum Sommer 1817 sind noch sieben weitere Gedichte hinzugekommen: „Schwindelhaber", „Hausrecht", „Das Herz für unser Volk", „Neujahrswunsch", „Den Landständen zum Christophstag 1817", „Gebet eines Württembergers" und „Nachruf", das letzte nach der Auflösung der Ständeversammlung im Juni 1817 gedichtet. In der Sammlung der Gedichte bilden diese dreizehn Gedichte eine eigene Abteilung, nebst dem 1819 gedichteten Prolog zu Ernst von Schwaben und der „Wanderung" von 1834.

Die vaterländischen Gedichte haben eine sehr bedeutende Wirkung erzielt. Innerhalb Württembergs

vollendeten Verfassungsentwurf einen eigenen vor. Aber es kam abermals zu keiner Einigung; im Juni 1817 wurde die Ständeversammlung aufgelöst. Eine Anzahl entschieden freisinniger Gesetze und Verordnungen bewies aber, daß der König den Willen hatte, in verfassungsmäßigem Sinne zu regieren. Um den Abschluß des Verfassungswerkes endlich doch herbeizuführen, wurde im Sommer 1819 wiederum eine Ständeversammlung einberufen, welche bis Ende September die Verfassungsangelegenheit im wesentlichen in Anbequemung an die Regierungsvorschläge ins reine brachte.

Damit war nach einer Pause von vierzehn Jahren das Land Württemberg wieder im Genuß einer ständischen Verfassung. Die Verfassungsstreitigkeiten haben unendlich viel Staub aufgewirbelt, es hat auf beiden Seiten nicht an großen Fehlern und Verbitterungen des Kampfes gefehlt; wenn die Stände einmal die Interzession der von Herzog Karls wilder Zeit her bestellten auswärtigen Garantiemächte anzurufen unternahmen, König Friedrich aber gegen Vertreter ständischer Anforderungen gerichtlich vorging, so zeugt das bei beiden Teilen von übergroßer Hitze der Aufregung. Auch von denen, die außerhalb des Streites standen, ist in verschiedener Weise über denselben geurteilt worden. Zumeist wurde allerdings den Ständen vorgeworfen, daß sie an veralteten Anschauungen festgehalten hätten, an Anschauungen, welche weder mit der neuen Gestaltung des Landes noch mit den modernen

politischen und staatsrechtlichen Ideen zu vereinigen gewesen seien; Hegel und Gervinus sind wohl die zwei bedeutendsten Vertreter dieses Standpunktes. Man hat auf manche Uebelstände der alten Verfassung hingewiesen, auf das oligarchische Regiment, das der kleine Landtagsausschuß geführt hatte, da die ganze Landschaft oft viele Jahre lang nicht zusammengetreten war, darauf, daß die ganze Rechtsgrundlage der alten Zeit, die Reichsstandschaft, die Lehensoberherrlichkeit des römischen Kaisers, weggefallen war; man hat betont, daß der erste Verfassungsplan König Friedrichs in manchem freisinniger gewesen sei als die alte Verfassung, in welcher verschiedene jetzt fast selbstverständliche Grundrechte fehlten, man hat gesagt, die ständische Opposition habe durch ihr Feilschen nur dasselbe erreicht, was Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern: die endlich von ihr angenommene Verfassung sei der ersten König Friedrichs gegenüber ein Minus von ständischen Rechten und Vorteilen im Sinn der Opposition gewesen; in der That enthielt die definitive Verfassung das von ständischer Seite stets bekämpfte Zweikammersystem, das in dem ersten Entwurf König Friedrichs nicht enthalten gewesen war.

Man kann das alles zugeben und die Frage, ob nicht die alte Verfassung doch auch den neuen Vorlagen gegenüber ihre Vorzüge gehabt habe, ruhen lassen — wie denn hier überhaupt nicht der Ort ist, diese höchst verwickelten Fragen zu besprechen. Für die Landstände lag die Sache damals nicht einfach so,

wie ihre Kritiker sagten. Mochte bei vielen Vertretern des alten Rechtsstandes ein Familienvorurteil mitspielen: die meisten waren doch wohl einig darüber, daß Modifikationen an der alten Verfassung notwendig seien, aber sie wollten zunächst den alten Rechtsboden, den ihr Monarch durch einseitigen Machtschluß ihnen unter den Füßen weggezogen hatte, wieder anerkannt haben und erst dann sich auf weiteres einlassen. Dazu kam die Not der erst überstandenen Kriegsjahre, zu der sich mehrjähriger, in der Hungersnot von 1816/17 gipfelnder Mißwachs gesellte, um die alten Zeiten von selbst als die guten erscheinen zu lassen; dazu aber vor allem ein tiefes Mißtrauen in die Ehrlichkeit des Liberalismus, den König Friedrich anbot. Man mag es Eigensinn schelten, daß die Landstände sein Entgegenkommen nicht benutzten, daß sie auch seinem Nachfolger gegenüber, der doch an der Aufhebung der Verfassung unschuldig war, auf der Herstellung des alten Rechtsstandes verharrten; es ist aber mindestens ein Eigensinn, der viel Achtung einflößen muß, den man dem in ganz Deutschland gepriesenen Widerstande der Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Verfassung wohl zur Seite stellen darf.

Uhland hat sich von Anfang an in die Reihen der Kämpfer gemischt. Er stammte aus einer Familie, die durch mehrere Mitglieder mit den alten Verhältnissen aufs engste zusammenhing, er war Jurist und von einem äußerst strengen Sinn für das formale Recht erfüllt, an dem Regierungssystem, das er in

seinem Staatsdienst kennen gelernt, hatte er nichts weniger als Freude. Es konnte kein Zweifel sein, daß er sich sofort auf die Seite der alten Verfassung schlagen würde, des „alten guten Rechts", wie es nach ihm von Freunden und Feinden genannt worden ist. Unmittelbar an dem Werke mitzuthun, war er zunächst noch zu jung; erst mit dreißig Jahren wurde er wählbar. Inzwischen war er mit der Wucht seines Dichterwortes thätig. „Am 18. Oktober 1815" war das erste Gedicht, mit dem er in die Bewegung eingriff; im Jahre 1816 folgten „Das alte gute Recht", „Württemberg", „Gespräch", „An die Volksvertreter", „Am 18. Oktober 1816"; diese sechs zusammen wurden im Herbst 1816 als „Vaterländische Gedichte" in einem dünnen Heftchen ausgegeben. Auch nach König Wilhelms Regierungsantritt ruhte Uhlands streitbare Muse nicht; vom Spätherbst 1816 bis zum Sommer 1817 sind noch sieben weitere Gedichte hinzugekommen: „Schwindelhaber", „Hausrecht", „Das Herz für unser Volk", „Neujahrswunsch", „Den Landständen zum Christophstag 1817", „Gebet eines Württembergers" und „Nachruf", das letzte nach der Auflösung der Ständeversammlung im Juni 1817 gedichtet. In der Sammlung der Gedichte bilden diese dreizehn Gedichte eine eigene Abteilung, nebst dem 1819 gedichteten Prolog zu Ernst von Schwaben und der „Wanderung" von 1834.

Die vaterländischen Gedichte haben eine sehr bedeutende Wirkung erzielt. Innerhalb Württembergs

versteht sich dieselbe wohl von selbst. Auch Kerner, der in mehreren höchst lehrreichen Briefen an Uhland die politische Stellung des Freundes bekämpft hat, war voll ihres Lobes: „Welch ein teurer, gediegener Mensch ist doch dieser Uhland!“ Aber auch weit über die Grenzen des Landes hinaus war der Eindruck höchst bedeutend; schon das eine „Wenn heut ein Geist herniederstiege“ hat ja in einem hundertfachen Echo durch ganz Deutschland fortgeklungen. Aber auch die Gedichte, die lediglich für die württembergische Verfassungsangelegenheit verfaßt sind, haben bis nach Norddeutschland bedeutend gewirkt. Es war wohl die erste Art solcher politischen Lyrik und durch ihre edle, würdige Sprache, die sich von allen Hetzmitteln fern hält, nur noch wirksamer. In der That hören wir denn, daß diese Gedichte noch in der preußischen Konfliktszeit, welche einen ähnlichen Gegensatz hervorbrachte, ihre Rolle gespielt haben.

Ueber den poetischen Charakter dieser Gedichte habe ich schon in Kürze geredet. Ihnen jenen Kitzel der demagogischen, haßerfüllten Aufreizung zu geben, der manchen späteren Gedichten politischer Agitatoren eine besondere Beliebtheit, freilich dafür auch eine mehr oder weniger ephemere, verschafft hat, das lag weder in Uhlands poetischer Natur, noch wäre es mit seiner persönlichen Gemessenheit und nüchternen Selbstzucht vereinbar gewesen. Er ist entschieden, unbeugsam, nimmt kein Blatt vor den Mund, aber er ist gerecht, er trennt die Person von der Sache. Er ist weit

davon entfernt, in diesen Gedichten ein liberales Glaubensbekenntnis zu geben, von der Gleichheit aller Menschen zu reden, die Kreuze aus der Erde oder die Kronen von den Häuptern ihrer Träger reißen zu wollen. Zweierlei ist es vor allem, was ihm am Herzen liegt: der Rechtsvertrag und die altheimische Sitte; beides ist ihm in dem alten guten Rechte vereinigt.

„Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,"

rief er dem Könige zu, als er 1817 den Landtag aufgelöst hatte, mit dem er sich nicht einigen konnte,

„Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt."

Nein, der Vertrag ist es, der ihm den Wert einer Verfassung ausmacht, Weisheit kann „nicht das Recht begraben, noch Wohlfahrt es ersetzen"; nur die Freiheit gilt ihm, die nicht geschenkt, sondern durch freie Uebereinkunft beschlossen wird. Dieses Vertragsverhältnis fand in der alten Verfassung statt, seine Wiederherstellung durch die Verfassung von 1819 begrüßt Uhland mit freudiger Zustimmung. Das alte Recht hat aber für ihn neben der formalen Seite auch eine materiale; es ist ihm das Recht, das die Güter des persönlichen Rechtsschutzes, der sparsamen Wirtschaft, der Kirche und Wissenschaft, der Waffen-

fähigkeit und der Freizügigkeit in sich enthält, vor allem aber es ist ihm das aus dem heimatlichen Volksboden emporgewachsene, von innen emporgekeimte, das alterprobte,

Des wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das jeder wie sein Christentum
Von Herzen liebt und ehrt.

Als das einheimische, das mit allen Fibern des Volkes verwachsene schützt er es gegen den Fremden, der es redlich meint, aber für das württembergische Volk kein Herz hat, dem er offenes und freies Gastrecht anbietet, dem er es aber verwehrt, mit seinen Rezepten an den ihm nicht vertrauten Volkskörper heranzutreten. Dieser Fremde war der Minister von Wangenheim, derselbe, der mit Uhland von früher her wohl bekannt und befreundet war, der geistreiche, aber unstäte Thüringer, der für eine Anzahl von Jahren in Württemberg seine staatsmännische Rolle spielte. Uhlands Polemik gegen ihn war von gehässiger Feindschaft weit entfernt und er hat dem alten Gegner viele Jahre später gezeigt, wie wenig persönlicher Groll in ihm war, indem er den von seinen politischen Irrfahrten nach Württemberg zurückgekehrten, aber daselbst nicht bürgerlichen Wangenheim zur Zulassung in die Kammer empfahl, leider umsonst. Mit Wangenheim war in jenen Jahren des Ständekampfes auch Rückert in Stuttgart, wo er seit 1815 das Morgenblatt redigierte; er war mit Wangenheim befreundet

und hat gegen eines der vaterländischen Gedichte Uhlands ein Gegenstück gedichtet. Die beiden gegnerischen Dichter scheinen miteinander freundlich, doch ohne nähere Beziehung, verkehrt zu haben. Einen harmloseren poetischen Wettstreit zwischen beiden hat Rückert in seinen Werken aufbewahrt, die bekannte Tenzone über die von einem gemeinsamen Bekannten aufgegebene Frage, ob der Treuebruch oder der Tod der Geliebten mehr schmerze; Uhland hat den Streit in jeder Hinsicht gewonnen.

In den 1819 berufenen Landtag war Uhland wählbar. Er wurde für das Oberamt Tübingen gewählt. Die Stimmung in dieser Versammlung war von Anfang an eine weit günstigere, weil man den König entgegenkommend sah, und weil man Einmischungen des Bundestags befürchtete. Uhland hat die Adresse verfaßt, welche dem Könige vorgetragen wurde und dankbare Hoffnungen auf das Gelingen des Werkes aussprach. Er war unter der Deputation, welche am 24. Juli zu diesem Behuf Audienz hatte; der König äußerte, er habe ihm auch noch für ein Gedicht zu danken. Es war gewiß kein anderes als das Gedicht „Katharina", das Uhland zum Andenken der am 9. Januar verblichenen Königin gedichtet hatte. Katharina hatte sich durch ihre großen Wohlthaten im Hungerjahre 1816—1817 ein liebevolles Andenken gestiftet. Diese erbarmende Thätigkeit pries denn auch Uhland in seinem Gedichte, das in den Kreis seiner edelsten Edelsteine gehört. Bei Hof soll das

Gedicht nicht eben Wohlgefallen erweckt haben; kein Wunder, die gut bürgerliche Gesinnung, die sich dagegen wehrt, in der Fürstin etwas anderes als die Wohlthäterin der Notleidenden zu preisen, hat diese Verwahrung fast etwas zu breitspurig hingestellt, so daß man fragen möchte: warum nicht ohne solchen Rückhalt loben? Indes war das Gedicht gar nicht dazu bestimmt, bei Hofe Stimmung zu machen.

Die Verhandlungen liefen schnell und glatt ab; die Verfassung wurde einstimmig angenommen und am 27. September 1819 verkündigt; auch Uhland hatte bei der motivierten Abstimmung sein Ja freudig gegeben: „Mancher wird manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechts, der Vertrag.“ Zur Feier des Verfassungswerkes wurde am 29. Oktober sein Herzog Ernst aufgeführt; er war um einen Prolog dazu ersucht worden, dieser Prolog, der die freie Einigung des Fürsten mit seinem Volke preist, wurde dann als versöhnender Abschluß den „Vaterländischen Gedichten“ angehängt; erst fünfzehn Jahre später kam noch die scharf davon abstechende „Wanderung“ hinzu.

Gleich nach der Genehmigung der Verfassung wurden die Wahlen für den ersten verfassungsmäßigen Landtag anberaumt. Uhland wurde diesmal von der Stadt Tübingen gewählt. Am 15. Januar 1820 fand die Eröffnung des Landtags statt.

Der Tag darauf war für Uhlands Leben noch wichtiger; er brachte seine öffentliche Verlobung. Die

Braut, Emilie Vischer, die früh verwaiste Tochter eines Calwer Kaufmanns, war dem schüchternen Manne schon lange ans Herz gewachsen; mit ihrem klaren Blick, ihrem weiblichen Scharfsinn erkannte sie seine stille Neigung; das Paar war schon längere Zeit einig, allein erst mit der Befestigung der vaterländischen Verhältnisse, mit seinem eigenen Beitritt zur Mitwirkung an ihrer Ausbildung wollte Uhland auch seine häusliche Existenz begründen. Am 29. Mai desselben Jahres fand die Hochzeit statt. Es ist ein stilles Glück gewesen, das die Gatten miteinander genossen; leider in einer Beziehung nur zu still, denn die Ehe war kinderlos. Die Kinder der frühverstorbenen Schwester Uhlands, sowie ein Sohn eines Freundes, welche das Paar an Kindesstatt annahm, mußten den eigenen Kindersegen ersetzen. Die Freunde des Hauses wußten, wie kinderfreundlich Uhlands Herz war; schmerzlich genug, solche Liebe nicht eigenen Kindern erweisen zu können! Um so inniger war das Verhältnis der Gatten. Uhlands Frau wußte sehr genau, was sie an ihrem Mann hatte, sie wurde nicht eifersüchtig, als der eingefleischte Pflichtmensch einen guten Teil seines Hochzeitstages seinen landständischen Obliegenheiten widmete; sie war die treue Begleiterin seiner Reisen und die aufmerksame Teilnehmerin an seinen Studien; sie hat endlich nach seinem Tode dem Andenken des Gatten das prächtige Gedenkbuch gewidmet, das ihn uns in voller Lebensfrische und plastischer Rundung vor Augen stellt, ein Buch, das

zu den freundlichsten Erscheinungen unserer modernen deutschen Litteraturgeschichte zählt.

Die ersten Jahre des jungen Ehestandes vergingen unter fleißiger ständischer Arbeit. Die Mitglieder der Partei des „alten guten Rechts" hatten nun Veranlassung und Gelegenheit, zu zeigen, daß sie nicht bloß unter dem Banner der Freiheit für alte Einrichtungen zu kämpfen, sondern auch innerhalb der neuen Zeit den liberalen Forderungen derselben gerecht zu werden vermöchten. Uhland hat das für seine Person zur Genüge gethan. Er war ein höchst pflichtgetreuer Arbeiter, wie auf andern, so auch auf dem politischen Gebiete. Nicht nur als Mitglied der Kammer, sondern auch als Kommissionsmitglied innerhalb derselben hatte er seinen Eifer für den Ausbau seines Staates zu erweisen. Er war einer der bedeutendsten Vertreter liberaler Interessen in der württembergischen Kammer und widerlegte für seinen Teil die Behauptungen derjenigen gründlich, welche in den Vertretern der alten Verfassung Gegner des vernünftigen Fortschritts erblickten. Daß er einmal auf Herabsetzung des Militär-Etats antrug, daß er in der Zeit des heftigsten Konflikts — erst in der zweiten Periode seiner landständischen Thätigkeit — für Budgetverweigerung stimmte, das mag man als Reminiszenzen aus den Zeiten Altwürttembergs ansehen; aber es war doch gewiß ganz im Sinn des modernen Liberalismus, wenn er, im ersten Landtag, die Zensur als verfassungswidrig bekämpfte, wenn er gegen die Ver-

folgungen auftrat, welche Friedrich List auszustehen hatte — ein Mann, der in vielen Dingen nicht seiner Gesinnung war —, wenn er einen Antrag auf Revision des Zunftwesens stellte; und es war zugleich im Sinne der nationalen Einheit, wenn er schon 1820 die Notwendigkeit eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches betont hat. Wenn man 1822 ihn in den Ausschuß des Griechenvereins wählte, so hat man ganz gewiß nicht einen philhellenischen Romantiker in der Art Hölderlins, sondern eben den Freund der unterdrückten Freiheit in ihm gesehen.

Die ständische Thätigkeit Uhlands währte bis zum Jahre 1826; als wieder gewählt wurde, lehnte er ab, er glaubte nach siebenjähriger aufopfernder Thätigkeit sich Ruhe gönnen zu dürfen.

Von seiner advokatischen Thätigkeit erfahren wir aus jenen Jahren so viel wie nichts. Sie hat ihm von Anfang an nicht zugesagt und er war in der äußerlichen Lage, sich derselben zu entschlagen. Die wissenschaftliche Arbeit, die seit jenem ersten Aufsatz über das altfranzösische Epos zehn Jahre lang geruht hatte, wurde wieder aufgenommen, um von nun an nie mehr zu ruhen. In die Periode seines Lebens, an der wir stehen, fällt das Buch über Walther von der Vogelweide, das im Jahr 1822 erschienen ist, sowie die stille Vorbereitung größerer Entwürfe, die erst späterhin reifen sollten. Eine Arbeit anderer Art war die Herausgabe von Hölderlins Gedichten, welche Uhland, gewiß nicht bloß durch die Bitten von Höl-

derlins Mutter angeregt, sondern auch aus eigener Teilnahme an dem Unglücklichen, der seinen geistigen Tod so lange überlebt hat, aus eigener Hochschätzung dieser hervorragenden Geisteswerke, im Jahre 1826 in Gemeinschaft mit Gustav Schwab herausgab.

Mit Uhlands wissenschaftlichen Arbeiten standen auch viele, wohl die meisten seiner Reisen im Zusammenhang. Er war ein sehr rüstiger Reisender, allezeit zur Wanderung aufgelegt, und es ist in den vier Jahrzehnten nach seiner Verheiratung kein Jahr vergangen, dessen Sommer ihn nicht, öfters zu mehreren Malen, aus Tübingen entführt hätte; seine Frau ist ihm dabei zumeist als Begleiterin zur Seite gewesen. Uhland ist für jene Zeit mangelhafterer Verkehrsmittel weit herumgekommen. Seine Reisen führten ihn, wie schon früher nach Paris, so jetzt bis nach Kopenhagen, nach Wien, nach Belgien; Italien hat er nie aufgesucht, vielleicht aus Mangel an innerem Bedürfnis, über die Grenzen der germanischen Welt hinauszugehen, wohl noch mehr aber, weil er keinen Gegenstand für seine Studien dort wußte — denn für die bildende Kunst hatte er zwar einen empfänglichen Sinn, aber kein fachmännisches Interesse, kein ästhetisches Bedürfnis, wie es jetzt auch von weit mehreren der Mode wegen geheuchelt als wirklich empfunden wird. In Deutschland hat Uhland seine Reisen in die Kreuz und Quer erstreckt, bald ausschließlich der Erholung und dem Naturgenuß nachgehend, meist aber zugleich ernsten Studien, zumal seit

er begonnen hatte, für sein großes Unternehmen der Volksliedersammlung einzuheimsen. Süddeutschland und die Schweiz waren die Gebiete, die er namentlich durchreiste, hier ist ihm kein einigermaßen interessanter Punkt unbekannt geblieben. Nach dem Bodensee und der Schweiz zogen ihn nicht bloß die großen Schätze für die Litteratur des Mittelalters und namentlich des historischen Volkslieds, nicht bloß seine Vorliebe für das republikanische Land, sondern vor allem die Sammlungen und die Persönlichkeit eines älteren, gleichstrebenden Forschers. Der Freiherr Joseph von Laßberg, der unermüdliche Sammler und glückliche Finder auf dem Gebiete der altdeutschen Dichtung, stand mit Uhland seit 1820 in einem lebhaften brieflichen Verkehr; eine erste persönliche Begegnung fand statt, als Laßberg im selben Jahre nach Stuttgart kam. Der gastfreie, humoristische Edelmann hat auf seinem Besitztum in Eppishausen im Thurgau und später auf der von ihm erworbenen alten Meersburg jahraus jahrein Gäste beherbergt, von denen die meisten durch seine altdeutschen Schätze angelockt waren, in deren Mitteilung er keinerlei Schranken kannte. Auch Uhland hat von 1823 an öfters in dem gastlichen Hause Tage und Wochen ernster Arbeit und heiterer Geselligkeit verlebt. Sein umfangreicher Briefwechsel mit Laßberg gehört zu den lehrreichsten und anziehendsten Veröffentlichungen aus der Geschichte der germanischen Philologie, und es steht da der von barockem Humor sprudelnde alte Jägermeister im

charakteristischen Gegensatze zu dem wortkargen, formellen Uhland. Beide aber sind einander gleich in unermüdlicher Gefälligkeit — wenn Laßberg dem jüngeren Forscher seine Sammlungen aufs liberalste zur Verfügung gestellt hat, so hat Uhland mit Schwab zusammen ihm die ganze Stuttgarter Minnesängerhandschrift abgeschrieben —; auch in ihrer Richtung innerhalb der germanischen Forschung sind sie einander verwandt nicht bloß durch ihr eindringendes gelehrtes Studium, das auch scheinbare Kleinigkeiten für den Aufbau des Ganzen nicht verschmäht, sondern auch durch ihre entschiedene Hinneigung zur historisch-induktiven Methode und eine namentlich bei Laßberg sehr unverhohlen auftretende Abwendung von großen, vaste Gebiete umfassenden Konstruktionen und Spekulationen.

Den Gedanken an eine akademische Lehrstelle hatte Uhland noch immer nicht aufgegeben. Eine Meldung, die er um eine solche in Tübingen im Jahre 1827 eingegeben haben muß, wurde trotz der Unterstützung durch den akademischen Senat von der Regierung nicht berücksichtigt. Zwei Jahre später stellte der Senat abermals und dringender den Antrag auf Uhlands Anstellung für den Lehrstuhl der deutschen Sprache und Litteratur. Aber erst, nachdem Schwab, welchen der Senat auch genannt, in edler Bescheidenheit gegen seinen Freund und Meister abgelehnt hatte, genehmigte die Regierung am 29. Dezember 1829, auch wohl gedrängt durch die Gefahr, Uhland an Bayern zu verlieren, seine Ernennung zum außer-

ordentlichen Professor, aber mit Sitz und Stimme in der Fakultät. Der Rest des Winters verging unter fleißiger Vorbereitung auf den neuen Beruf, und im April 1830 zog Uhland von Stuttgart nach Tübingen. Eine Abordnung von Freunden und Landtagsgenossen erwartete ihn an der Grenze der Stuttgarter Markung und übergab ihm einen Lorbeerkranz, den Uhland gerührt annahm, aber gleich im nächsten Wald an einer Eiche aufhängte.

Uhland war der erste fachmännische Vertreter seiner Wissenschaft auf der schwäbischen Hochschule. Seine Kollegienhefte, die nach seinem Tode herausgegeben wurden und von denen ich später noch zu reden haben werde, zeigen ihn nicht bloß als Herrn des Stoffes, sondern haben auch eine sehr geschickte Anordnung, eine Fertigkeit im Disponieren und in der Zubereitung für den mündlichen Vortrag, welche um so größere Achtung erwecken muß, als er keine Gelegenheit gehabt hat, sie nach den das erste Mal gemachten Erfahrungen zu überarbeiten, sondern die Meisterleistungen, die uns da vorliegen, zugleich erste Versuche sind: Versuche freilich, die auf langjähriger Kenntnis des Gegenstandes beruhten. Uhland hat über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, sowie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, ferner von spezielleren Gegenständen über das Nibelungenlied gelesen, mit viel Beifall; der ausgedehnteren Wirkung seiner Kollegien mag die damals

in Tübingen alles Interesse absorbierende Philosophie Eintrag gethan haben. Er las stets ein sorgfältig ausgearbeitetes Manuskript vor, mit kraftvoller Stimme, mit eigener gemütlicher Teilnahme, aber ohne glänzende Rednerkünste. Noch mehr Beifall als diese gelehrten Vorlesungen fanden die unter dem Namen des „Stilistikums" bekannten Uebungen, welche Uhland anstellte. Es waren ganz freie Uebungen, eine Art von Disputatorium; Gedichte, Uebersetzungen, wissenschaftliche Aufsätze von allgemeinerem Interesse wurden da vorgetragen, von jedem, der Lust hatte, besprochen und von Uhland, der sich nur die oberste Leitung dieser Stunden vorbehielt, ein kurzes Urteil zur Sache abgegeben oder allgemeinere Bemerkungen, Parallelen, zustimmende oder warnende Ratschläge gegeben. Studenten aller Fakultäten haben sich an diesen Uebungen beteiligt; es wird unter denen, welche damals in Tübingen studierten, kaum ein bedeutenderer Name sein, den wir nicht als Teilnehmer aufgeführt fänden. Wilhelm Ludwig Holland hat zu seinen früheren Verdiensten um Uhlands Andenken vor wenigen Monaten das weitere gefügt, die Aufzeichnungen Uhlands für das Stilistikum zu veröffentlichen. Es ist eine Freude, dieses Büchlein zu lesen, oder noch besser darin zu blättern, und den feinen geistigen Duft desselben einzuatmen; so unendlich viel Urbanität in allen Bedeutungen dieses Wortes ist darin zu finden, milde Beurteilung des Unvollkommenen, aber auch attisches Salz; für die Kenntnis von Uhlands poetischen An-

schauungen ist das Buch unschätzbar, und aus jeder Seite spricht sein ernster und milder Sinn, der allem Partei- und Cliquenwesen fern steht. Auch beweist diese Veröffentlichung, daß Uhland, wenn er in seinen Studien sich auf einen ganz bestimmten Kreis des Wissens einschränkte, darum mit andern Provinzen der Wissenschaft und Litteratur nicht unbekannt gewesen ist.

Des Zusammenlebens mit seinen Eltern sollte sich Uhland nicht lang zu erfreuen haben. Schon im Jahr 1831 starben beide schnell nacheinander, die Mutter am 1. Juni, der Vater am 29. August. Der kleine Cyklus „Nachruf", in welchem die gefaßte, männliche Wehmut, die wir in Uhlands Gedichten öfters finden, in ganz besonders schönem Klang ertönt, ist auf den Tod der Eltern gedichtet. Fünf Jahre später folgte die einzige Schwester Uhlands ihnen nach.

Das Jahr 1832 brachte neue Zwischenfälle, welche der hoffnungsvoll begonnenen akademischen Thätigkeit bald ein Ziel setzten. Die Julirevolution brachte die liberale Bewegung überall in Fluß. Auch in Württemberg begann sich dieselbe neu zu regen. Unter den Männern, die ihre Sache führten, durfte Uhland nicht fehlen. Gustav Schwab kam mit einer Anzahl von Stuttgartern nach Tübingen, um ihn zur Annahme des Mandats für Stuttgart zu bestimmen. Jetzt, da wieder ein schärferer Wind wehte, da etwas Erhebliches für die Sache zu thun und zu gewinnen war, wollte sich Uhland nicht entziehen. Er wurde am 3. Juni

1832 für Stuttgart gewählt; für Tübingen ging sein Freund Paul Pfizer aus der Urne hervor, der ein Jahr zuvor durch seinen „Briefwechsel zweier Deutschen" ein ungeheures Aufsehen in Deutschlands politischer Welt hervorgerufen hatte. Pfizers ausdrückliche Betonung der preußischen Vormacht als der einzigen Rettung hatte Uhlands Beifall nicht — er hat noch später, wie wir sehen werden, an Oesterreichs Bundesstandschaft mit Zähigkeit festgehalten; um so mehr waren beide in der liberalen Gesinnung und der Empörung wider das Elend des Bundes einig, die Frage der Vormachtstellung kam erst weit später praktisch zur Beratung, aber sie hat die persönliche Freundschaft der beiden Männer nicht gestört.

Der Landtag — er heißt in der Geschichte Württembergs der „vergebliche" — wurde am 15. Januar 1833 einberufen. Die Wogen gingen alsbald sehr hoch; Uhland mit seiner furchtlosen Rechtsliebe erschien sofort in der vordersten Linie. Ein unbedeutenderes Geplänkel war es, wenn er am 9. Februar in der Sache der vier „Demagogen" Tafel, Rödinger, Kübel, Wagner auftrat, welche, wegen studentischer Geheimbündelei seiner Zeit verurteilt, vom Könige begnadigt worden waren, deren Wählbarkeit nun aber von der Kammer, trotz Uhlands Fürwort, verneint wurde. Ein Akt der Gerechtigkeit war es, wenn Uhland zwei Tage später, aber wiederum vergeblich, auf Wangenheims Legitimation für die Ständekammer antrug, nicht nach dem formellen Recht, aber mit der jeden-

falls das Gemüt des Antragstellers hoch ehrenden Motivierung: „Gibt es nicht auch ein geistiges Heimatrecht, das nicht von der Scholle abhängt? Ist es nicht ein Wohnen im Lande, wenn man im Andenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?“ Sehr bald aber kam ein wichtigerer Gegenstand auf die Tagesordnung. Pfizer brachte am 13. Februar eine Motion gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 ein. Der Geheimerat erließ dagegen ein Reskript, in welchem von der Kammer gefordert wurde, sie solle die Motion „mit verdientem Unwillen verwerfen“. Die Opposition war, wie schon die Demagogen-Angelegenheit gezeigt hatte, in der Minorität. Aber hier war nun die Würde des Landtags selbst in Frage gestellt. Der Geheimerat hatte die Verhandlung der Kammer über Pfizers Antrag gar nicht abgewartet, sondern durch sein Reskript, das gegen alles Recht in die Verhandlungen eingriff, dieselbe im voraus zu bestimmen gesucht. Das wollte sich auch eine sonst gefügigere Kammer nicht gefallen lassen. Uhland entwarf als Berichterstatter der staatsrechtlichen Kommission eine Adresse gegen das Reskript des Geheimerats, in welcher gegen das vorgreifende Einschreiten der Regierung und gegen die Zumutung der „Verwerfung mit Unwillen“ feierliche Verwahrung eingelegt wurde. Die Adresse wurde von der Kammer gutgeheißen, obwohl nur mit einigen Abschwächungen, durch die sie nach Uhlands drastischem Ausdruck „ausgebeint“ wurde. Die Antwort der Regierung war

die Auflöſung des Landtags und die Anordnung neuer Wahlen. Uhland erhielt diesmal nur Stimmengleichheit; ſein Gegenkandidat hätte als der ältere das Recht auf den Sitz in der Kammer gehabt, trat aber zurück. Als Staatsbeamter mußte Uhland um Urlaub zum Eintritt in die Kammer bitten. Der Urlaub wurde verweigert, mit einem ganz unbemäntelten Hinweis auf ſein Verhalten im Landtage. Uhland war nicht zweifelhaft, was er zu thun habe. Er erklärte ſeinen Austritt aus dem Staatsdienſt und kam um alsbaldige Entlaſſung ein. Dieſelbe wurde am 22. Mai erteilt, „ſehr gerne“ nach dem Wortlaute des Miniſterialerlaſſes — der Zuſatz war, wie man wiſſen wollte, auf allerhöchſte Anordnung gemacht worden.

Damit endigte Uhlands akademiſche Thätigkeit nach dreijähriger Dauer. Ein Zufall hatte es gewollt, daß er ſeine Inauguralrede über die Sage vom Herzog Ernſt erſt am 22. März 1832, an Goethes Todestag, gehalten hatte — die Muſik bei dieſem Feſtakt hat ihm, wie er ſpäter ſagte, „abgeblaſen“ — und erſt am 7. Dezember 1832 als Profeſſor beeidigt worden war. Im März 1848, als unter dem Druck der Revolution ein plötzlicher Umſchwung der politiſchen Lage in Württemberg eingetreten war, ſtellte der Senat einen Antrag auf Uhlands Wiederanſtellung; aber Uhland wollte nichts mehr davon. Uhlands Ehrenkranz iſt durch ſein Verhalten gegenüber der Urlaubsverweigerung um ein Blatt reicher geworden; aber das beſte Glück ſeines Lebens, das ihm ſo ſpät,

mit dreiundvierzig Jahren erst zu teil geworden war, mußte er für die Wahrung seiner Mannesehre in den Kauf geben; und zwar für diese Wahrung allein, denn es war ihm nicht beschieden, von den Idealen, für die er stritt, eines ins Leben zu rufen. In der neuen Kammer war, wie so häufig nach Auflösungen, die Partei der Regierung noch verstärkt erschienen. Uhland hatte Gelegenheit, für die Aufhebung der Zensur eine glänzende Rede zu halten, welche die trostlose Vergeblichkeit der durch das Jahr 1830 neu erweckten Hoffnungen darlegte, aber zum Ausharren ermunterte und den Ausblick auf eine deutsche Nationalversammlung leuchtend im Hintergrunde zeigte; ja er gab seiner Verwerfung der Regierungspolitik den schärfsten Ausdruck, indem er gegen das Budget stimmte. Aber es kam zu keinen Früchten solcher Bestrebungen. Der Landtag wurde zu Ende 1833 vertagt; Ehrengeschenke wurden dem Kämpfer, der seine bürgerliche Existenz daran gegeben hatte, von den Studenten, von den Wählern und den Frauen Stuttgarts zu teil. Die Landtage von 1836 und 1838 waren ohne besondere politische Bedeutung; mit dem letzten hörte Uhlands Thätigkeit im Halbmondsaal auf — er war es müde, seine Kraft nutzlos und ohne ausgiebige Unterstützung anderer zu vergeuden.

Uhland wurde nicht verbittert; er hatte nach bester Ueberzeugung gehandelt, Schmähen und Weltverbessern war nicht seine Sache. Er kehrte ruhig zu seinen

Studien zurück, die er nun nicht mehr zur belebenden Wirkung auf empfängliche Jugend verwerten konnte; ſtatt des Katheders blieb ihm nur noch der Schreibtiſch, um an ihm in langſamer, gewiſſenhafteſter Arbeit ſeine bedeutendſten Werke auszufeilen. In die nächſten Jahrzehnte nach ſeiner Amtsenthebung fällt die Schrift über Thor (1836) und die Volksliederſammlung (1844). Verbittert, ſagte ich, iſt Uhland nicht geworden; es würde ihm niemand die gekränkte Ehre angemerkt haben, deren Wunde andere ſo gern offen halten und ſo gern kokett entblößen; wenn er ein paarmal bitter wurde, wer will es ihm verargen? Seine politiſchen Anſchauungen haben durch ſeine Erlebniſſe ſchwerlich irgend eine Umgeſtaltung erfahren; dazu waren ſie nicht extrem genug, waren ſie zu reiflich erwogen, zu tief mit ſeiner Natur verwachſen, und er hat ſich das Recht zu unbedingteſter Feſthaltung ſeiner Meinungen durch die gerechteſte Beurteilung anderer erworben. Aber es ging ihm, wie es leicht Männern von entſchiedener, aber gemäßigter Richtung geht, wie es dem ihm in vielen Charakterzügen verwandten Jakob Grimm gegangen iſt: er wurde herber, vielleicht illuſionsloſer in ſeiner Stimmung und ſeinem Urteil. Die vaterländiſchen Gedichte zeigen einen feſt überzeugten Mann, der keinen Schritt zurückweicht, der ſich vor dem entſchiedenen Worte nicht ſcheut; aber ſie zeigen keinerlei Geringſchätzung des Gegners, der redliche Wille Wangenheims wird anerkannt, die Treue als das ſchöne Band zwiſchen Fürſt und Volk gerühmt.

Oder das Gedicht „Katharina“: die Fürstin hat nichts voraus vor der Bürgersfrau, aber sie wird mit erkenntlichem Herzen als die Volksmutter, die Nährerin gepriesen, die in Hungertagen die Darbenden gespeist hat. Und nun die Gedichte von 1829 und 1834: nicht bloß die „Wanderung“, die den Ton der herben, sarkastischen Verzweiflung an dem guten Willen der Machthaber am lautesten anschlägt; daneben stehen noch ein paar andere Gedichte. Wie düster der Schluß der „Glockenhöhle“, durch die „ein dumpfer Grabesglockenklang“ tönt, wenn man vom deutschen Vaterlande redet! und daneben „Tells Tod“ mit der Verherrlichung des stillen republikanischen Heldentums! Mit epigrammatischer Schärfe aber ist die nunmehrige politische Empfindung Uhlands ausgesprochen in den zwei Strophen „Die versunkene Krone“. Da sitzt der freie Bauer vor dem Haus und dengelt froh seine Sense, während unten im Grund eine Krone im Teich versunken liegt — seit grauen Jahren, niemand sucht nach ihr, mag sie auch nächtlich Edelsteinglanz emporfunkeln lassen. Man hat Recht, wenn man von einem republikanischen Grundzug in Uhlands Wesen spricht; wir werden bald sehen, mit welcher Begrenzung das richtig ist.

Im Sommer 1836 bezog Uhland nach der Rückkehr vom Landtag das geräumige Haus am Fuße des Oesterbergs, mit dem Blick auf die Neckarbrücke und den Wöhrd, das er von dem Kanzler Wächter, für den es wenige Jahre zuvor erbaut worden war, erworben hatte. Das Haus und der dahinter sich hoch

hinaufziehende Garten haben manchen frohen Gast gesehen, von den Pflegsöhnen und anderer Jugend, mit welcher der ernste Mann von Herzen lustig werden konnte, bis zu den mancherlei Fremden, die den berühmten Dichter aufzusuchen kamen, freilich oft genug, um wie Hebbel, der gleich im September 1836 Uhland in seinem neuen Besitztum aufsuchte, von der Wortkargheit des Mannes, der äußerlich so ganz und gar nichts einer Berühmtheit an sich hatte, enttäuscht von dannen zu gehen. An freundschaftlichem Verkehr konnte es nicht fehlen. Mit vielen der alten Kollegen von der Universität bestand ein angenehmes Verhältnis. Gustav Schwab ließ sich 1837 von der Stuttgarter Gymnasialprofessur auf die Pfarrei Gomaringen zwei Stunden von Tübingen versetzen; lange hielt es sein lebhafter Geist in diesem stillen Luftkreise nicht aus, er ging schon 1841 wieder nach Stuttgart. Aber seit 1843 hatte Uhland in Tübingen selbst seinen ältesten und vielleicht auch nächsten Freund um sich. Karl Mayer wurde in jenem Jahre an den Tübinger Gerichtshof versetzt und hat sein ganzes Leben von da an in Tübingen gewohnt. Diesem Freundschaftsbund gab nicht nur die langjährige Gewohnheit, sondern auch die gleiche Gesinnung in den Sachen des Vaterlandes festen Bestand. Durch Mayer in erster Linie war Uhland schon früher mit Lenau bekannt geworden, und bei Lenaus häufigen Besuchen in Schwaben konnte die Bekanntschaft öfters erneuert werden. Lenau meinte längere Zeit, Uhland habe

Mißfallen an ihm gefunden; das Krankhafte in seiner Gemütsanlage hat Uhland in der That, wie seine Frau berichtet, frühzeitig bemerkt, vielleicht hat ihn aber auch die Scheu vor litterarischer und poetischer Duzbrüderschaft etwas zurückhaltend gemacht. Der Kultus, den namentlich Schwab mit ihm selbst trieb in einer Weise, die zur Ungerechtigkeit gegen andere wurde, hat ihm gewiß keine Freude gemacht, und alles, was nach Koterie, Schriftstellervereinen u. dergl. aussah, hat er entschieden von sich gewiesen.

In die Zeit dieses Tübinger Stilllebens, in dessen Ruhe Uhlands bedeutendste gelehrte Werke reiften, fallen seine großen Reisen an die Peripherie Deutschlands, welche sämtlich im Interesse der Volksliedersammlung unternommen worden sind. Am bekanntesten ist die von 1838 nach Wien geworden, auf welcher dem Dichter viel Ehre widerfuhr — auch der Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, hat ihn an seinen Tisch geladen — und auf welcher er den Hauptkomponisten seiner Lieder, Konradin Kreutzer, kennen lernte. Vier Jahre später wurde der Norden Deutschlands besucht, in Hamburg hielten Lappenberg und der schwäbische Landsmann Wurm Uhland längere Zeit fest, in Kiel die Landsleute Pfaff und Dorner; die Reise ging bis Kopenhagen und Helsingör und über Lübeck, Braunschweig, Würzburg zurück. Im Jahr 1844 ging es nach Belgien, bis nach Gent, Ostende und Antwerpen.

Zur Einweihung des neuen Tübinger Universitäts-

gebäudes erhielt Uhland 1845 das Doktordiplom der philosophischen Fakultät. Ein Jahr darauf führte die Germanistenversammlung in Frankfurt ihm die persönliche Bekanntschaft der Gebrüder Grimm zu, mit welchen er schon lange in brieflichem Verkehr stand; Uhland war es, der Jakob Grimms Ernennung zum Präsidenten veranlaßte, und dieser reiste mit ihm nach Tübingen und verweilte einen Tag in seinem Hause.

Die Germanistenversammlungen zu Frankfurt und ein Jahr später zu Lübeck hingen schon eng mit der Einheitsbewegung in Deutschland zusammen. Diese Versammlungen, welche die Erforscher des deutschen Altertums in Sprache, Poesie, Geschichte und Recht vereinigten, nahmen von selbst einen halb politischen Charakter an. Auch Uhland hat in Frankfurt einen Trinkspruch ausgebracht, der der Verherrlichung der Freiheit galt. Anderthalb Jahre später stand Deutschland in hellen Flammen; die Februar-Revolution war ausgebrochen.

Am 2. März 1848 fand in Tübingen eine große Volksversammlung statt. Das Vertrauen richtete sich sofort wieder auf den stillen Mann, der, wo es nötig war, so laut und mutig seine Stimme erheben konnte. Von seinen Mitbürgern aufgefordert, entwarf Uhland die Adresse an den ständischen Ausschuß in Stuttgart, welche die alsbaldige Einberufung des vertagten Landtags verlangte; sie wurde von der Versammlung gutgeheißen und am selben Tage abgeschickt. Die Forderungen der Adresse waren sehr gemäßigt, wenn man

sie mit manchen andern Klängen aus jener wilden Zeit vergleicht; ein deutscher Bundesstaat mit Volksvertretung, allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, öffentliche und mündliche Rechtspflege, Selbständigkeit der Gemeinden, Revision der württembergischen Verfassung.

Die Dinge gingen in Württemberg sehr schnell. Schon nach wenigen Tagen war der König auf den Ausweg gedrängt, ein Ministerium aus den Reihen der Opposition zu bilden. In diesem „Märzministerium" hatte Pfizer das Portefeuille des Kultus. Als nun der Bundestag die Einsetzung des Siebzehner-Ausschusses beschlossen hatte, der als Beirat für die Revision der deutschen Bundesverfassung dienen sollte, forderte Pfizer Uhland auf, die Vertretung Württembergs in diesem Ausschuß zu übernehmen. Uhland sagte zu und reiste am 25. März nach Frankfurt ab.

Es ist ihm in Frankfurt von Anfang an nicht wohl gewesen. Mit der Art, wie das innerhalb des Siebzehner-Ausschusses gewählte Komitee, Dahlmann an der Spitze, den Verfassungsentwurf ausarbeitete und behandelte, war er nicht einverstanden; auch die darin schon deutlich gewordene Tendenz auf das Erbkaisertum Preußens stieß ihn ab. Daher ließ er sich, als der Verfassungsentwurf beschlossen war und die Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in der Nähe stand, von seinem Vertrauensamt entheben, da er dasselbe ohnehin mit dem eines Abgeordneten zur Nationalversammlung nicht verträglich fand.

Am 26. April wurde Uhland mit großer Majorität in die Nationalversammlung gewählt. Er nahm seinen Platz in derselben auf dem äußersten Flügel des linken Zentrums; in den späteren Zeiten des Parlaments wählte er für kurze Zeit einen Sitz auf der eigentlichen Linken, kehrte aber nach einigen Tagen auf seinen alten Platz zurück; es heißt, diese Rückkehr sei geschehen, weil er einen Zettel vorgefunden habe, in welchem einer von der Linken ihn nicht dazu gehörig genannt habe. Es scheint mir das sehr bezeichnend zu sein. Jener Uebergang zur extremen Partei — wenn man ihn so nennen darf — geschah infolge der Abstimmung über das Reichsoberhaupt, welche die große Kluft zwischen Uhland und den Parteien der Rechten, beziehungsweise auch des Zentrums, klaffend an den Tag legte. Es war da wohl mehr eine Stimmung des Augenblicks, wenn Uhland seine Neigungen der Linken mehr als zuvor zuwandte. Gewiß gehörte er ja derselben in vielen Dingen an, vor allem in der hinter den augenblicklichen Strömungen liegenden Gesamtrichtung seiner politischen Meinungen. Er war ein Demokrat, wenn die gründlichste Abwendung von allem, was Klassenstolz, Adelshochmut, militärischer Korpsgeist heißt, einen solchen macht, wenn die volkstümlichste Gesinnung, für welche Bürger und Bauer auf einer Linie mit dem Edelmann stehen, wenn die unbedingte Vertretung des Grundsatzes der bürgerlichen Gleichheit vor dem Gesetz demokratische Eigenschaften sind — und wie sollten sie nicht? Er war ein Republikaner, wenn

man durch den Mut der freiesten Gesinnung und Meinungsäußerung gegen die Großen der Erde, durch ein zähes Festhalten an dem Rechtsboden der Konstitution, durch eine ausgesprochene Gleichgültigkeit gegen den Glanz der Kronen, durch ein waches Mißtrauen gegen die Träger derselben ein Republikaner wird. Aber Uhland war kein Demokrat und kein Republikaner im Sinne jener Tage. Die sich überstürzende Volksleidenschaft, das Fenstereinwerfen, die Barrikadenkämpfe, kurz gesagt, das Revolutionäre der Bewegung war nicht seine Sache. Seine Liebe zu ruhiger Entfaltung des Naturgemäßen stimmte nicht mit dem Ungestüm derer, die mit dem Besen daherkamen und mitsamt dem Unkraut und dürren Gestrüpp auch die zarten Keimlinge edler Gewächse auf einen Haufen kehren wollten. Er war für Abschaffung alten Unrechts, aber auf dem Wege des freien Rechtsaktes; er war für die entschiedenste Freiheit, aber, wie er gleich im Anfang seines Frankfurter Aufenthalts erklärte, für die, welche die Einheit schüfe. Seine nüchterne Natur wollte nichts von den aus Junghegelianismus und französischem Sozialismus genährten Staatsutopien; namentlich der bedeutende französische Einfluß bei einem guten Teil der Linken sagte ihm gar nicht zu. Man mag etwa in Ruges Briefwechsel die Partien aus seinem Pariser Aufenthalt bis 1848 nachlesen; sie sind symptomatisch sehr lehrreich und man versteht es, wenn Männer wie Uhland sich der Partei im Parlament nicht anschließen mochten, in der solche

Ideen und solche Männer wenigstens eine sehr bedeutende Rolle spielten.

So stand Uhland von Anfang an sehr vereinsamt in der Nationalversammlung, ja er mochte mit sich selbst in Konflikt geraten, wenn er seine eigenen Ideen verglich mit der Art, wie sie von andern vertreten wurden und wie Thorheit, oft auch böser Wille von den verschiedensten Seiten her verderbte, was ihm an sich des Sieges wert geschienen hatte. Er trat in keinen Klub ein, er wollte seine Ueberzeugung behalten. Er wußte nicht oder wollte nicht daran glauben, sich wenigstens, um kein Jota von seiner Meinung abweichen zu müssen, nicht daran kehren, daß der einzelne in einer parlamentarischen Versammlung nichts ist ohne Anschluß an eine Partei. Seine moralische Stärke wurde seine politische Schwäche. Dazu der viel weitere Umkreis der Interessen und Instanzen, der auf die Frankfurter Verhandlungen einwirkte, im Vergleich mit der engen Welt des württembergischen Landtages; und endlich die Unmöglichkeit, zwischen allen den zahllosen Klippen hindurchzusteuern, das Unvereinbare zu vereinigen, welche sehr bald die Verhandlungen aussichtslos machte und ihnen den Charakter eines unfruchtbaren, aber deshalb nur um so hitzigeren Streites gab. Es ist kein Wunder, daß Uhlands Stimmung gedrückt war, daß er einmal seiner Frau, die ihm nach Frankfurt nachgereist war, sagte: „Wenn mir an einem Tage die Linke recht gründlich entleidet, so wird mir am nächsten Tage die Rechte zum Ekel"; daß er sehr

früh schon ohne Hoffnung war. Alles das konnte jedoch nicht hindern, daß er, seiner Pflicht zu genügen, bis zum letzten Augenblick ausharrte.

Uhland gehörte nicht zu den hervorragend thätigen Mitgliedern des Parlaments; er war ein gewissenhafter Teilnehmer an den Sitzungen, auf die er sich, wie seine hinterlassenen Papiere auswiesen, gründlich vorbereitete, aber er wollte weder unter den Leitern noch unter den regelmäßigen Rednern einen Platz haben. Nur bei bedeutenden Veranlassungen ist er als Redner aufgetreten, hat aber dann auch bei Freund und Feind immer einen bedeutenden Eindruck hinterlassen. Durch die Macht seiner edeln Gesinnung, durch den großen, getragenen Ton seiner Reden, deren poetische Bilder sich dem Ohr unvergeßlich einprägten, wirkte er mächtig auch auf die, welche seinen Gründen sich verschlossen. Zu der Mehrheit, welche für die Einigung unter preußischer Hegemonie war, stand er im Gegensatz. Am 26. Oktober sprach er gegen den Ausschluß Oesterreichs; am 22. Januar 1849 hielt er seine berühmteste Rede, die gegen das Erbkaisertum, deren Schlußworte alsbald zu geflügelten Worten geworden sind: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist.“ Am 21. März und am 11. April stimmte er gegen die Reichsverfassung in der Form des Erbkaisertums, wie sie aus den Debatten hervorgegangen war.

Man hat ihn für sein Verhalten in diesen Fragen

einen Idealisten genannt — einen edeln konnte man nicht umhin beizufügen —; und es ist klar, daß die spätere Entwicklung der deutschen Dinge immer mehr seinen Gegnern Recht zu geben scheinen mußte. Kein Zweifel: die gefühlsmäßige und moralische Kraft der patriotischen Empfindung und der pflichtgetreuen Hingabe an seine Ueberzeugung war stärker bei ihm als die für politisches Treiben notwendige Dialektik und Beweglichkeit; wie er kein Dramatiker war, so mag ihm — in diesem Sinne — auch der Name eines Politikers abgesprochen werden, den er sich, in diesem Sinne, vielleicht sogar verbeten haben würde. Aber die Sache lag denn doch nicht einfach so, daß Uhland das allenfalls menschlich Wünschenswertere, die Gegner das politisch allein Mögliche vertreten hätten. Kein Mensch war imstande, die österreichische Frage auf rechtlich-parlamentarischem Wege zu lösen; Oesterreich hinausvotieren hieß die Nationalversammlung selbst leugnen, in welcher mehr als hundert Oesterreicher saßen. Nun, hier konnte man, wie die Mehrheit es that, durch einen kühnen Schnitt helfen, von dem man sich selbst sagen mochte, daß er unvermeidlich, wenn auch bedauerlich sei. Allein — das preußische Erbkaisertum war zu der Zeit, da es beschlossen wurde, selbst schon ein reines Ideal, ein Ideal, dessen Verwirklichung kaum weniger unmöglich war, als die des Reiches mit Oesterreich als Reichsstand. Man konnte wissen, daß das Preußen, welches den Waffenstillstand von Malmö geschlossen und das Ministerium Brandenburg ein-

gesetzt hatte, keine Neigung zur Annahme eines Mandates von seiten des Parlaments haben werde, und die Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. hat diese Auffassung glänzend bestätigt. Da lag denn doch eigentlich die Frage so: sollte eine an und für sich mögliche, aber in jener Zeit nicht mehr mögliche Reichsverfassung beschlossen werden oder eine an sich noch schwerer mögliche, aber die gesamte deutsche Zunge umfassende? Wenn Uhland zwischen zwei Unmöglichkeiten die wählte, zu welcher ihn sein Herz trieb, wer will ihn drum schelten?

Als die Ablehnung der Kaiserwürde von seiten des preußischen Königs erfolgt war, verließ die Mehrzahl der Abgeordneten das Parlament. Uhland gab sich keiner Illusion darüber hin, daß nun nichts mehr zu erreichen war, aber er glaubte aushalten zu sollen. Er verfaßte die Ansprache an das deutsche Volk, welche trotz der Ungunst der Zeiten aufforderte, das begonnene Verfassungswerk nicht fallen zu lassen. Als am 30. Mai 1849 die Verlegung des Parlaments nach Stuttgart beschlossen wurde, sprach er vergeblich dagegen; aber er entzog sich der Teilnahme auch jetzt nicht, er war der Ansicht, daß der einmal gefaßte Beschluß auch für ihn bindend sei. Seine Stellung in dem jetzt nur noch aus den Fraktionen der Linken zusammengesetzten Parlament war schwierig genug; er hat es auf der Reise nach Stuttgart in Mergentheim gegen Mörike ausgesprochen. In Stuttgart erklärte er sich gleich bei der ersten Sitzung am 6. Juni gegen

die Regentschaft, deren Einsetzung das Rumpfparlament beschloß, und, gleichfalls ohne Erfolg, dafür, daß die württembergische Regierung zur Vermittlung eines rechtlichen Friedenszustandes in Baden und der Rheinpfalz aufgefordert würde. Als ein Abgeordneter das württembergische Ministerium des Landesverrates zieh, wenn es nicht alsbald dem vom Parlament verabschiedeten Gesetz über die Bildung einer Volkswehr gegen die preußische Armee zur Ausführung verhelfe, verwahrte sich Uhland gegen eine solche Behandlung des Ministeriums, welches, zwischen die erregte Volksstimmung und die immer mehr Boden gewinnende Reaktion eingekeilt, ohnedies schwer genug that. Das Ministerium forderte das Parlament und die Reichsregentschaft auf, ihren Sitz außerhalb Württembergs zu verlegen; als diese Aufforderung ohne Antwort blieb, schritt die Regierung zur Verhinderung der Sitzungen durch bewaffnete Macht. Am 18. Juni 1849 wurden die zum Sitzungslokal führenden Straßen durch Militär abgesperrt. Die Parlamentsmitglieder begaben sich im Zug dahin, voran der Präsident Löwe, welchem Uhland und sein treuer Gesinnungsgenosse Albert Schott zur Seite schritten. Die Regierung ließ erklären, daß die Sitzungen nicht gehalten werden dürften. Der Protest des Präsidenten wurde durch die Trommeln der den Weg versperrenden Infanterie übertäubt, von der Seite her rückte die Reiterei im Schritt an, und so waren die Abgeordneten genötigt, den Platz zu räumen.

So endete die große Bewegung, von der ganz Deutschland sein Heil erwartet hatte; ein tragischer Ausgang gewiß auch in den Augen derjenigen, welche an dem Rumpfparlament keine Freude gehabt hatten — es war einem Wolfgang Menzel vorbehalten, darüber zu witzeln.

Die alsbald sich verbreitenden Gerüchte, daß von der blanken Waffe Gebrauch gemacht, daß Uhland und andere körperlich verletzt worden seien, waren zum Glück völlig grundlos. Uhland selbst hat in einer öffentlichen Erklärung jene Gerüchte für unwahr erklärt: „Die einzige Verletzung, die ich davon getragen, ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren." Er meinte damit nicht das Verbot weiterer Sitzungen — die württembergische Regierung konnte in dieser Beziehung nicht anders handeln, angesichts der Aufregung im eigenen Lande, des Bürgerkriegs und der preußischen Intervention in Baden: konnte doch diese letztere sich jeden Augenblick auch auf Württemberg ausdehnen; er meinte nur die brutale Art, die Verwahrung des Präsidenten zu übertrommeln und den Platz durch die Hufe der Pferde säubern zu lassen, ohne nur einen Augenblick abzuwarten, ob die Versammlung nicht von selbst umkehren würde.

Uhland kehrte alsbald nach Tübingen zurück. Dort war er unendlich viel vereinsamter, als er zuvor gewesen war. Die alten Gesellschaften, in denen er bei

der Anwesenheit so vieler Andersdenkenden nur „unnützes Erinnern und vergeblichen Streit“ zu finden fürchtete, vermied er lieber, als daß er sich widrigen Begegnungen ausgesetzt hätte.

Die Beteiligung am Parlament war Uhlands letzte politische Thätigkeit. Nur ein Nachspiel dazu war es, wenn er im Oktober einen Zeitungsartikel gegen die Ausübung des Standrechts in Baden schrieb und wenn er im Juli 1850 zum Staatsgerichtshof nach Stuttgart einberufen wurde, dessen Mitglied er seit 1848 war, um über die Verfassungsmäßigkeit oder Verfassungswidrigkeit einer Regierungshandlung des Ministers von Wächter seine Stimme abzugeben.

Seitdem ist Uhland nie wieder aus seinem zurückgezogenen Leben herausgetreten. Auch die Poesie finden wir nicht mehr als seine Gefährtin. Fünf kleine Gedichte von epigrammatischer Haltung — das ist alles, was wir an poetischen Erzeugnissen nach dem Jahre 1849 von ihm haben. Nur die gelehrte Forschung ist seine Beschäftigung von jetzt an, an der er ohne Hast und ohne Rast weiter arbeitet. Es wird sich verlohnen, Uhlands gelehrter Thätigkeit eine zusammenfassende Darstellung zu widmen.

## 4.

In Uhlands Gedichten fanden wir eine merkwürdige Fähigkeit der Beschränkung auf bestimmte, der Geistesbeschaffenheit des Dichters angemessene Stoffe und Formen; eine Selbstbeschränkung, von der man zweifeln kann, ob sie mehr unmittelbare Folge natürlicher Anlage oder mehr künstlerische Absicht sei. Dieselbe Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet finden wir auch in seiner gelehrten Forschung, ja hier wohl noch ausgesprochener. Ich habe seiner Zeit von seiner Herausgabe der Briefe und Gedichte Harpprechts, von seiner Teilnahme an der Veröffentlichung von Hölderlins gesammelten Gedichten geredet; ich kann noch beifügen, daß er sich auch an der Auswahl von Friedrich Haugs Gedichten beteiligt hat, die im Jahr 1840 erschienen ist. Damit wird aber nicht bloß Uhlands Anteil an fremder Schriftstellerei, sondern überhaupt seine litterarische Thätigkeit außerhalb des Gebietes seiner eigenen Poesie und der germanistischen Forschung erschöpft sein.

Von einer einseitigen Fachbildung, von einer ausschließlichen Dressur auf eine bestimmte Disziplin ist Uhland weit entfernt. Hätte er nicht selbst eine bedeutende allgemeine Bildung und die Fähigkeit besessen, auch über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus zu denken und zu empfinden, so hätte er nicht als Professor ein Disputatorium eingerichtet, in welchem die freieste Wahl des Stoffes gestattet war. Eben seine Bemerkungen aus dem Tübinger Stilistikum beweisen einen von aller Ausschließlichkeit sehr weit entfernten wissenschaftlichen Standpunkt. Man weiß auch, daß er in den theologisch-philosophischen Bewegungen und Kämpfen, die in der Zeit seiner akademischen Thätigkeit und den folgenden Jahren Tübingen in Atem hielten, durchaus für das Recht der Wissenschaft zu freiester Bewegung eingetreten ist, er, der persönlich an den Kultusformen seiner Kirche festgehalten hat; das kann nur ein Mann thun, der in allgemein wissenschaftlicher Beziehung nicht völlig indifferent ist — die Indifferenten halten's gewöhnlich sehr einfach mit der Gewalt.

Es ist aber leicht wahrzunehmen, daß der Ausgangspunkt für Uhlands Forschungen kein abstrakt wissenschaftlicher ist. Er gelangt zu der germanistischen Wissenschaft nicht, wie manche andere, wie z. B. ihr größter Methodiker Lachmann, von allgemein philologischen Bestrebungen aus. Sie ist ihm keine Domäne der allgemeinen philologisch-historischen Wissenschaft, auf die er, als auf ein noch jungfräuliches Gebiet,

die Grundsätze und Methoden der älteren philologischen Disziplinen anzuwenden unternähme, sie ist ihm auch, soweit sie Litteraturgeschichte ist, nicht etwa ein spezielles Feld für die Durchführung litterargeschichtlicher, kulturgeschichtlicher, philosophischer Gesichtspunkte. Sie ist ihm lediglich Erforschung der deutschen Vorzeit, ein Gegenstand patriotischer Begeisterung, sie wächst ihm nicht aus der Wissenschaft, sondern aus der poetischen Anschauung und Empfindung heraus, wie sie hinwiederum auf sein poetisches Schaffen befruchtend einwirkt. Diesen Ursprung hat die germanistische Wissenschaft bei den meisten seiner Zeitgenossen gehabt, sie ist eine teils aus der romantischen Hinkehr zum Mittelalter teils aus der patriotischen Strömung der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hervorgegangene Richtung des Forschens. Vorab trifft dies ganz wie bei Uhland zu bei den Brüdern Grimm, mit denen man ihn so oft vergleichen muß; namentlich seit die Jugendbriefe der beiden Brüder veröffentlicht sind, erkennt man sehr genau die Genesis ihrer Forschung: es ist zunächst eben die Richtung auf die romantische Poesie, auf das Vaterländische und Volkstümliche, was sie in die germanistische Wissenschaft hineintreibt. Daher bei allen drei jener wunderbare Reiz ihrer gelehrten Werke, aus denen immer wieder das Studium des altvaterländischen Wesens, namentlich der altheimischen Poesie, als das Grundmotiv hervorleuchtet; es ist keine neugierige Stubengelehrsamkeit, kein wissenschaftstheoretischer Systemzwang, es ist eine

von der tiefſten Gemütserregung inſpirierte und durchwärmte Forſchung, ein Suchen nach dem Pulsſchlag des Volkes. In den Herzen dieſer Männer iſt eine ewige Jugend und die glüht auch in ihren Schriften.

Dieſer tiefe gemütliche Anteil, dieſe patriotiſche Pietät, die wir auch bei andern Germaniſten jener Generation finden, bei Schmeller wie bei Lachmann — um nur noch die zwei bedeutendſten zu nennen —, hat gewiß weſentlich zu dem außerordentlichen Aufſchwung jener Studien in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts beigetragen. Man kann ſich davon um ſo leichter überzeugen, wenn man die zum Teil höchſt beachtenswerten Germaniſten älterer Zeit daneben ſtellt, bei welchen eben ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe das Beſtimmende iſt, höchſtens noch bei den aus der Jüngerſchaft Klopſtocks hervorgegangenen ein vager Teutonismus in der Art dieſes Dichters.

Uhlands ſchwäbiſche Heimat hat in früheren Zeiten mehrere Namen von gutem Klang unter den Beförderern der germaniſchen Philologie aufzuweiſen. Ich nenne nur die aus dem achtzehnten Jahrhundert, um nicht gar zu weit zurückzugreifen; bezeichnenderweiſe ſind ſie faſt alle ſtudierte Theologen. Gleich der älteſte von ihnen, der Ulmer Frick, iſt als Herausgeber von Schilters Theſaurus mit Auszeichnung zu nennen. Sodann hat als Sprachforſcher der württembergiſche Pfarrer Fulda neben ſprachtheoretiſchen Verirrungen, wie ſie in ſeiner Zeit lagen, bedeutende Verdienſte; die von Profeſſor Naſt in Stuttgart heraus-

gegebene Zeitschrift „Der Teutsche Sprachforscher“ hatte ihn zum bedeutendsten Mitarbeiter. Die folgenden ragen noch in Uhlands Zeit herein; so die beiden Ulmer: Veesenmeyer, der Verfasser zahlreicher sehr geschätzter Studien zur Geschichte und Litteratur, und J. C. Schmid, der Verfasser des von entsetzlichen Etymologien strotzenden, aber sonst höchst schätzbaren schwäbischen Wörterbuchs; Schillers Jugendfreund Petersen und der zu früh verstorbene vielverheißende Ferdinand Weckherlin; vor allen aber der bekannteste der schwäbischen Germanisten um 1800, der Haller Friedrich David Gräter. Er hat sich namentlich durch die mit Schubarts Schwager Böckh in Nördlingen begründete, dann nach dessen Tod von ihm allein fortgesetzte Zeitschrift „Bragur“ bekannt gemacht. Bei ihm stammt die Beschäftigung mit der germanischen Vorzeit aus der Bewunderung Klopstocks einerseits und Herders anderseits. Er geht in bardischer Begeisterung den Spuren der alten Skalden nach und sucht zugleich die alte Volkspoesie zu ergründen. Namentlich für die nordische Litteratur hat er viel gethan, wohl mehr als irgend ein Deutscher seiner Zeit. Er war ungemein fleißig, aber nirgends ist er zum tiefsten Verständnis durchgedrungen; er arbeitete zu schnell und war ein grenzenlos eitler Geck, der viel zu gern ästhetisch irrlichtelierte, altnordische Gedichte ins Griechische übersetzte, sein liebes Ich allezeit in rhetorische Beleuchtung zu stellen wußte und sich schließlich durch sein zweideutiges Betragen gegen die

Brüder Grimm auch um den wohlverdienten Kredit noch gebracht hat; er hat sich lang überlebt, denn er ist erst im Jahr 1830 gestorben.

Wie ganz anders der neunzehn Jahre jüngere Uhland! Er ist Dichter, während Gräter bloß Gedichte gemacht hat; der Dichter in ihm ist aus den trockensten und minutiösesten Forschungen immer wieder heraus zu erkennen, sei es, daß ihn eines der wunderbar schönen Bilder verrät, wie man sie auch an seinen Parlamentsreden bewundert hat, sei es, daß die Feinfühligkeit für das Spezifisch-Poetische zeigt, aus welchem Stoffe der Forscher selber gemacht ist. Aber die Dichternatur hat ihn nicht zu flüchtigem Umhergaloppieren auf der frischen Weide verleitet; sie gibt ihm nur die feine Witterung für die edlen, würzigen und heilsamen Kräuter, die sich in dem bunten Teppich der Wiese bergen. Er geht mit seiner sichern, gewissenhaften Bedächtigkeit Schritt für Schritt, läßt nichts liegen, was er brauchen kann, scheut weite Umwege nicht, wenn er weiß, daß er auf ihnen etwas findet; und wie er am Ende einer Arbeit ist, da hat er ein lückenloses, ein in seiner Art vollkommenes Werk geschaffen.

Der Dichter Uhland geht als Forscher überall und immer der Dichtung nach; noch viel mehr und ausschließlicher als Jakob Grimm, bei dem dieselbe doch auch eine erste Rolle spielt. Das poetische Empfinden eines Volkes und zwar des großen Völkerstammes, dem er selbst angehört, sucht er überall herauszufinden; was nicht Poesie ist, das läßt er beiseite

liegen. Aber er sucht die Poesie, wie Jakob Grimm, nicht bloß in der geschriebenen Litteratur, er sucht sie ebenso in der Sitte und den täglichen Vorstellungen des Volkes — des Volkes, denn er geht immer auf das Volkstümliche aus, das kunstmäßige Element in der Poesie interessiert ihn höchstens in letzter Linie.

Uhland ist kein großer Entdecker und Bahnbrecher wie Jakob Grimm, dazu ist er gar nicht systematisch genug angelegt. Er ist ein ganz außerordentlich fleißiger und treuer Arbeiter, der aber zu seiner Arbeit noch weiter einen historischen Sinn und eine auch durch die schönsten Perspektiven nicht verführbare Vorsicht im Schlüsseziehen als vortreffliche Beigaben mitbrachte. Dadurch ist er da, wo er sich mit Grimm auf demselben Gebiet bewegte, in der Mythologie, zwar ärmer an zielweisenden Gedanken und Gesichtspunkten, aber dafür ist er auch vor manchem Mißgriff jenes genialen Entdeckers bewahrt geblieben. Es kommt ihm hier sein gesunder Sinn für das Gegenständliche zu gute. Er gehört nicht zu den Forschern, welche, leider durch Jakob Grimms Vorbild verführt, in den harmlosesten Dingen mythologische Reste wittern. Die Geschichte und Ortskunde spielt eine große Rolle in seinen Forschungen. Er hat, wie man namentlich aus dem Briefwechsel mit Laßberg sehen kann, der in dieser Beziehung ganz gleiche Wege ging, sehr genau und mit Vorliebe den historischen Dokumenten und Daten für Personen und Vorgänge nachgespürt; er hat auf seinen vielen Wanderungen die Plätze, an welchen eine Sage

oder die Erinnerung an ein hiſtoriſches Ereignis, eine hiſtoriſche Perſönlichkeit haftete, gern und oft mehrmals aufgeſucht; das volle Verſtändnis für die Erſcheinungen der Poeſie glaubte er erſt durch dieſes Studium der zeitlichen und örtlichen Umgebung ſich zu erwerben. Gewiſſermaßen zeigt ſich in dieſen Zügen auch wieder der Dichter, dem die ganze Welt lebt. Ihm iſt die Mythenbildung weſentlich Poeſie; die älteſten und größten Figuren hat ihr allerdings die Religion geliefert, aber was ſich um dieſe Figuren gruppiert, was ſie in lebendiger Bewegung zeigt, das iſt Poeſie, eine bald reiner den Gedanken des Mythus darſtellende, bald ihn freier umſpielende Volksdichtung. Warum ſollte dieſe lebendige Volksdichtung ſchon in einer grauen Vorzeit aufgehört haben? Sollte ſie nicht vielmehr bis auf unſere Tage, nur in veränderten Formen und Farben, lebendig thätig geblieben ſein? Geſtalten älterer Geſchichte, wie Dietrich von Bern, ſind nachweislich zum Gegenſtande der Volksdichtung geworden; warum ſollte das bei neueren nicht ebenſo der Fall ſein? Es iſt kein Zweifel, allerdings, daß manche lebende Volksſagen trotz ihrer hiſtoriſchen Anknüpfung nur Metaſtaſen alter Götterſage ſind, wie die Sagen vom Mutesheer und der wilden Jagd; aber braucht das von allen zu gelten? Die Phantaſie des Volkes wird freilich zu einer Zeit, da Poeſie die Form aller geiſtigen Hervorbringung war, lebendiger geweſen ſein als in einem Zeitalter des obligaten Schulunterrichts; aber aufgehört hat ſie noch immer

nicht, der historische Mythus und die Anekdote erzeugen sich noch heutzutage.

Es ist ein ganz charakteristischer Zug bei Uhland, daß er die Erklärung immer bei dem Zunächstliegenden sucht, falls sie dort gefunden werden kann. Diese Beschränkung auf das, was zur Sache gehört, verleiht seiner Forschung den Charakter des Objektiven im höchsten Grade. Er läßt die Dinge selbst reden, soweit es immer möglich ist. Seine subjektive Thätigkeit besteht im Herbeiholen eines möglichst vollständigen Materials und dabei scheut er auch große Umwege nicht, greift, wo es gilt, in weite Fernen, wenn nicht zur Erklärung, so doch zur lehrreichen Parallelisierung; sie besteht in der vom feinsten poetischen Instinkt geleiteten Auswahl, Anordnung und Verwertung der charakteristischen Züge zu einem farbenreichen, sprechenden Bilde; aber wenn das Bild fertig ist, so tritt der Künstler still zurück und verliert sich in der Menge. Er heißt sein subjektives Urteil schweigen; hat er von vornherein eben solche Gegenstände gewählt, die ihn ansprechen, so enthält er sich doch, seine Begeisterung in emphatischen Lobsprüchen preiszugeben. In der Enthaltung von allem, was nicht unmittelbar zur Sache gehört, ist kaum ein anderer so weit gegangen wie er; ja er geht darin fast allzu weit. Wenn man es nur höchlich rühmen kann, daß er die in der Germanistenwelt fast zum guten Ton gehörende Polemik beiseite ließ, so hat er vielleicht nicht immer gut gethan, litterarhistorische Ausblicke und Gesamturteile so sehr, fast

ängstlich zu vermeiden. Welcher andere würde jeder Erwähnung moderner Bearbeitungen einer bestimmten Sage, eines bestimmten Motivs sich so geflissentlich enthalten haben? Welcher andere hätte bei der Besprechung der mittelalterlichen Fiktion der „blauen Blume" nicht daran erinnert, welche Rolle diese Fiktion bei den Romantikern gespielt hat? Es liegt darin, wenn man so will, eine gewisse Trockenheit, vielleicht aus einer berechtigten Scheu vor geistreichen Bemerkungen ohne genauen Zusammenhang mit der Sache hervorgegangen, die immerhin von einem gewissen Mangel an überschauender Weite des Gesichtspunktes, an genialer Kraft der Kombination zeugt, aber doch gewiß unendlich besser ist als das in unserer modernen Litteraturgeschichtschreibung so sehr häufige Gegenteil.

Uhlands gelehrte Thätigkeit ist erst nach seinem Tod in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung bekannt geworden. Das bei weitem meiste davon hat sich in seinem Nachlaß handschriftlich vorgefunden; das ist ein Unglück, denn es hätte zu der Zeit, da es entstand, noch weit bedeutender wirken müssen, als zur Zeit seiner Veröffentlichung, da einzelnes schon ein Menschenalter hinter sich hatte. Jedenfalls aber haben die drei Gelehrten und Freunde Uhlands, W. L. Holland, Adelbert Keller und Franz Pfeiffer, welche in den Jahren 1865 bis 1873 — der letztgenannte ist mitten in dem Werk abgerufen worden — Uhlands „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" in acht stattlichen Großoktavbänden herausgaben, sich ein großes

Verdienst um die Geschichte unserer Wissenschaft und ein ebenso großes um die allseitige Kenntnis Uhlands erworben.

Uhland arbeitete gemächlich, auf Gewinnung alles irgendwie Erreichbaren bedacht; er konnte warten, denn er hatte nicht nötig, von seiner Schriftstellerei zu leben, und er war ohne jede Sucht, durch immer neue Werke zu glänzen. So hat er mit der Veröffentlichung seiner Forschungen immer wieder zurückgehalten, solang er glaubte noch etwas hinzuthun zu können, und gerade ein paar seiner bedeutendsten Leistungen sind dadurch, im Manuskript schon mehrfach und bis zur fertigen Reinschrift ausgeführt, liegen geblieben. Man kann schließen, wie groß seine Anforderungen an sich selbst waren, da er so fein und genau ausgearbeitete Werke in seinem Schreibtisch hat liegen lassen.

Uhlands erste gelehrte Arbeit war der Aufsatz „über das altfranzösische Epos", der, wie schon erwähnt, 1812 in Fouqués und Neumanns Zeitschrift „Die Musen" erschienen ist. Er ist eine reife Frucht der Pariser Studien. Schade, daß er an einem Ort erschien, wo er der Vergessenheit sehr ausgesetzt war! Denn der Aufsatz war wirklich epochemachend. Uhland hat hier schon auf das überzeugendste nachgewiesen, was für ein Unterschied ist zwischen den für den Gesang bestimmten, in Tiraden von Alexandrinern gedichteten Chansons aus dem karolingischen Sagenkreis und den zum Lesen bestimmten, in vierfüßigen Reimpaaren geschriebenen Contes der bretonischen Sage;

er hat auch schon nachgewiesen, daß die ersteren keineswegs, wie man angenommen hatte, aus der sogenannten Chronik des Turpin abgeleitet sind. Spätere französische Forschung hat diese Resultate bestätigt, ohne daß des in einer wenig bekannten Zeitschrift verborgenen Aufsatzes nach Gebühr geachtet worden wäre.

Mit seiner nächsten Arbeit hat sich Uhland auf den Boden der deutschen Dichtung des Mittelalters begeben. Im Jahr 1822 erschien sein Buch „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter". Es war die erste Monographie über den größten deutschen Minnesänger und hat seinen Wert noch immer nicht verloren. Eine beträchtliche Zahl von Ausgaben und Abhandlungen ist seither nachgefolgt; aber wenn auch manche Einzelheiten jetzt umgeschrieben werden müßten, so wird man Uhlands Buch doch immer mit Nutzen studieren und wird stets unter dem Eindruck einer höchst bedeutenden Leistung stehen. Hier hat er zum erstenmal die Kunst gezeigt, von der seine späteren Schriften noch oft Kunde geben: aus der Sache heraus, nicht in sie hinein zu schreiben. Aus den Gedichten Walthers selbst heraus gestaltet sich ihm das Bild des Sängers und wächst es von Abschnitt zu Abschnitt vollständiger und größer heraus. Daher auch der poetische Reiz des Werkes; es ist eine genaue, auf die Erforschung des Einzelsten gegründete Studie, aber es hat nichts Trockenes an sich: es ist nicht bloß der Dichter, der hier den Dichter geschildert hat, es ist vor allem der bescheidene Künstler, der hinter seinem Kunst-

werk verschwindet. Das Werk ist für die germanistische Philologie grundlegend geworden und ich wüßte von den späteren Werken über Walther keins, das sich ihm vergleichen könnte, außer das Meisterwerk von Wilmanns, das etwa in derselben Art und Weise mit nicht geringerem Geist geschrieben ist.

An seinen Walther gedachte Uhland ein Werk von allgemeinerem Inhalt anzuschließen. In seinen Briefen aus den folgenden Jahren lesen wir häufig von einer geplanten Geschichte der mittelalterlichen deutschen Poesie überhaupt. Es ist davon zunächst, 1823 bis 1824, nur ein Teil fertig geworden, der sich mit dem Minnesang im allgemeinen beschäftigt, also unmittelbar an das vorhergehende Thema anknüpft; derselbe ist aber erst nach Uhlands Tod gedruckt worden. Es ist wohl die ausgezeichnetste innere Geschichte des Minnesangs, die wir überhaupt besitzen; die äußere Geschichte, die Schilderung der einzelnen Dichter und was dazu gehört, tritt gegenüber der allgemeinen Charakterisierung jener Poesie verhältnismäßig zurück. Der Gedankengehalt, die Gefühlswelt und der Formenschatz des Minnesangs ist nach allen Seiten mit der äußersten Feinheit entwickelt, und man spürt deutlich heraus, daß dem Verfasser die Liebe zur Sache die Feder geführt hat. Man wird die Vorzüge dieser Arbeit auch jetzt noch sehr hoch stellen dürfen, nachdem man sich gewöhnt hat, über den Wert des Minnesangs etwas nüchterner zu denken und vor allem das einheimische, volkstümliche Element in ihm, das wir

in den früheſten Minneſängern noch in der Alleinherrſchaft finden, von dem provenzaliſch-höfiſchen konventionellen Modegeſchmack, der ſchon früh eingedrungen iſt, zu unterſcheiden. Es macht ja eben einen Hauptzug in Uhlands gelehrten Werken aus, daß er in erſter Linie immer aus den Dokumenten heraus darſtellt, nicht urteilt; dadurch behalten dieſelben ihren Wert auch für diejenigen, deren Urteil über die Dinge in manchem ganz anders ausfallen mag.

Uhlands Vorhaben ſchränkte ſich aber keineswegs auf eine Geſchichte der mittelalterlichen Lyrik ein, ſondern hat, wie ſchon aus den verſchiedenen Bezeichnungen, die er dem Gegenſtand in ſeinen Briefen gibt, die geſamte deutſche Litteratur wenigſtens der Blütezeit umfaſſen ſollen. Als 1829 Wilhelm Grimms Meiſterwerk über die deutſche Heldenſage erſchien, äußerte Uhland, dasſelbe enthalte vieles, was er auch darzuſtellen gedacht hätte. Die eingehenden Studien, die er für ſein Werk gemacht hatte, ſind nicht verloren gegangen, ſie wurden für ſeine akademiſchen Vorleſungen verwertet. Uhland hat im Sommer 1830 über die Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter und im Sommer 1831 über die Geſchichte derſelben im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert geleſen. Die Manuſkripte für dieſe Vorleſungen haben ſich in ſeinem Nachlaß vorgefunden. Die Geſchichte der mittelalterlichen Litteratur gehört, wie mir ſcheint, ganz ſicher zu dem früheren Plane; ſie iſt ähnlich angelegt wie die Abhandlung über den Minneſang. Es geht hier

wie dort die Darstellung des Inhalts der Poesie, in diesem Falle der alten Sagen, voraus und bildet bei weitem die Hauptsache; die äußere Geschichte der Litteratur, die Form ihrer Ueberlieferung durch so und so viele einzelne Dichter und Gedichte, folgt nach und ist nicht von derselben Wichtigkeit; wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß man Vorlesungen vor sich hat, in denen, zumal bei einem ersten Versuche, die vorderen Teile fast notwendig ausführlicher werden mußten als die nachfolgenden. Von einem ersten Versuch würde man übrigens sonst bei diesen Vorlesungen nicht viel merken. Sie verraten nicht bloß eine genaue Vertrautheit mit dem Gegenstande, sondern auch ein bedeutendes Geschick der Darstellung. Gerade für Vorlesungen erscheint der Weg, den Uhland genommen hat, besonders geeignet. Ganz einzig in ihrer Art ist namentlich die Weise, wie im ersten Teil die Sagengeschichten erzählt sind; hier hat ein Dichter geschrieben und zwar ein Dichter, der wie kein anderer die Fähigkeit besaß, sich mit schlichtem Sinn und treuem Gemüt in die alte Sage zu versenken und das Gold in ihr aus wertlosester Nachbarschaft herauszufinden. Die einheimische deutsche Heldensage hat für ihn, darin stimmt er wieder mit Jakob Grimm vollständig überein, weit mehr Wert als die importierte bretonische. Zu der Erklärung unserer Heldensage hat er auch sehr schätzenswerte Versuche gemacht; vor allem sind die geschichtlichen Elemente derselben schön bloßgelegt: Uhland unterscheidet sich von Wilhelm Grimm nament-

lich dadurch, daß er der Geschichte einen größeren Einfluß auf die Sage zuweist; interessant jedenfalls ist auch die Parallele zwischen der Wolfdietrichsage und der persischen Heldensage, wenn sie auch, wie es scheint, keinen Beifall unter den Fachmännern gefunden hat. In der Kritik der Nibelungen finden wir etwa die nämliche Ansicht, bei der die Forschung jetzt angelangt ist: die Anerkennung eines Verfassers für das vorliegende Epos, der aber auf Grund von unter sich verschiedenen rhapsodischen Sagenbehandlungen gearbeitet hat und nicht imstande gewesen ist, die Nähte zwischen denselben ganz unsichtbar zu machen, ohne daß es jedoch möglich wäre, irgendeine jener Rhapsodien aus dem jetzigen Zusammenhang wieder herauszuschälen; eine nüchterne Kritik wird schwerlich weit über dieses Resultat hinauskommen.

Die Geschichte der deutschen Litteratur im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ist etwas anders angelegt als ihre Vorgängerin, insofern das Chronologische etwas mehr bestimmend in die Anordnung eingreift; es scheint auch, daß diese Vorlesung nicht auf älteren Aufzeichnungen beruhte, sondern dem Plan nach von der vorhergehenden ganz getrennt war. Aber der Gesamtcharakter der Darstellung ist wieder derselbe; ja man möchte demselben hier insofern noch mehr unbedingte Anerkennung zollen, als es in den hier behandelten Zeiten wenige einzelne Dichter von besonders hervorragender Begabung gegeben hat, die Dichtung also weit mehr als in der höfischen Periode

eine rein volkstümliche, allgemeine und individualitätslose genannt werden muß. Dieser allgemeinen Poesie, deren Wurzeln in der Volkssage und Volkssitte ruhen, ist Uhland immer, im Gegensatze zu der individuelleren Kunstpoesie, mit besonderer Vorliebe nachgegangen. Hier hat er nun ganz vorzüglich Gelegenheit, in einer an poetischer Kunst und Individualität armen Zeit die immanente Poesie in allen Aeußerungen nicht bloß in der Litteratur, sondern auch im täglichen Leben nachzuweisen. Daher kann man diese seine Darstellung als eine kulturhistorisch ebenso wertvolle Arbeit bezeichnen, als sie es litterarhistorisch ist. Zugleich findet hier sein Sinn für das Bürgerliche eine volle Weide, so daß man immer den Eindruck haben wird, es sei ihm diese Arbeit recht eigentlich von Herzen gegangen. Als ein mit ihrem Gegenstande sich nahe berührender Aufsatz mag der schon 1828 verfaßte „Zur Geschichte der Freischießen" erwähnt sein, welchen Uhland als Einleitung zu Hallings Ausgabe des glückhaften Schiffs geschrieben hat.

Schon in der Geschichte der mittelalterlichen Litteratur spielte die Darstellung und Analyse der Sage die Hauptrolle. Dieses Forschungsgebiet ist von Uhland von nun an noch mehr und ausschließlicher gepflegt worden. Er hat im Winter von 1831 auf 1832 über „Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker" gelesen. In dieser Vorlesung hat er die skandinavische Litteratur zu Anfang der Darstellung in sehr ausgedehnter Weise hereingezogen. Kein

Wunder; denn die altnordische Litteratur hat nicht bloß allein von allen germanischen Litteraturen eine in umfangreichen Denkmälern erhaltene Göttersage, auch ihre Heldensage spielt eine ganz andere Rolle und ist wenigstens im allgemeinen von mehr sagenhaftem, altertümlichem Charakter, als die deutsche. Jedoch kann man kaum leugnen, daß Uhland der Darstellung derselben hier einen verhältnismäßig fast zu großen Raum zugestanden hat. In der Darstellung der deutschen und französischen Sagen geht er dann vielfach gleichen Schrittes mit dem früheren Kolleg, so daß diese Partien für uns von geringerem Interesse sind.

Auch für seine verspätete Inauguralrede am 22. März 1832 hat Uhland den Gegenstand aus der Sagengeschichte genommen. Er lag ihm persönlich sehr nahe, denn es war die Sage vom Herzog Ernst, die er behandelte. Seine Rede ist ein kleines Kabinettsstück von feiner Sagenanalyse; in ganz vorzüglicher Weise hebt Uhland die Schichten historischer Vorgänge ab, welche, schließlich noch von der üppigen Vegetation phantastischer Wundergeschichten überwachsen, jene Sage gebildet haben. Die Zuhörer waren gewiß neugierig genug, zu erwarten, was der Redner über eine gewisse moderne dramatische Behandlung der Sage äußern würde; es ist ganz Uhlandisch, daß er darüber kein Wort verloren hat.

Uhland hat sich nach diesem noch mehr und noch in engerem Sinne mit der Sagengeschichte zu thun

gemacht. Er grenzt sie auf einen bestimmten Zweig der germanischen Völker und auf den eigentlichen Göttermythus ein. Im Jahr 1836 erschien, als erster Band seiner „Sagenforschungen“: „Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen“; ein Buch, das allein vollständig hingereicht hätte, ihm eine bedeutende Stelle unter unsern Germanisten zu sichern, und das denn auch in der That sich einen sehr guten Namen erworben hat. Er beschränkt sich hier, wie schon der Titel ausweist, ganz auf die altnordische Sage; die deutschen Sagenreste vom Donnergotte, die Erwähnungen seines Kultes bei alten Schriftstellern sind von vornherein ausgeschlossen. Es ist leicht möglich, daß Uhland das, obwohl er es in seiner Abneigung gegen wissenschaftliche Polemik nirgends sagt, im Gegensatze zu Grimms deutscher Mythologie gethan hat, welche ein Jahr zuvor erschienen war. Grimms außerordentliche, fast beispiellose Kombinationskraft hatte, von der deutschen Mythenwelt und ihren oft kaum erkennbaren Resten ausgehend, ein unvergleichliches Gebäude aus überallher zusammengelesenen Steinen aufgeführt, das immer ein Gegenstand der Bewunderung bleiben wird, wenn man auch noch so viel gegen dasselbe einzuwenden haben mag. Die Steine sind nicht alle wetterbeständig gewesen; einige sind sehr schnell ausgewittert. Die Entdeckerfreude hatte den genialen Forscher manches allzu rasch aufnehmen und zusammenpassen lassen, was nicht herein gehörte. Uhland war in solchen Dingen viel behutsamer; es gefiel ihm nicht, daß Grimm

allegorische Personifikationen der späteren Ritterpoesie, Uebertragungen aus römischer Mythologie, wie „Wunsch" oder „Sälde", für die altgermanische Mythologie in Anspruch nehmen wollte; im Jahr 1858, als Zapperts althochdeutsches Schlummerlied bekannt wurde, war Grimm von seiner Echtheit überzeugt, Uhland gleich von Anfang an mißtrauisch dagegen. Während Grimm zu seiner deutschen Mythologie die nordische immerwährend herbeizieht und beide ohne weiteres als identisch, wenigstens in der Hauptsache, ansieht, hat Uhland sich auf das Gebiet der nordischen Sage beschränkt und versucht, vorerst einmal auf diesem, das die ausgedehnteste und zusammenhängendste Mythentradition hat, zu bestimmten Resultaten zu kommen. Von den einfacheren und in ihrer Urbedeutung leicht verständlichen Sagenerzählungen wendet er sich zu den verwickelteren, deren Bedeutung oft nur noch in ein paar Grundzügen zu erkennen ist, während wildes Gestrüpp freier poetischer Erfindung oder mißververständlicher Deutung sich darüber hingelegt hat. Diese Analyse der einzelnen Sagen ist in ihrer Anordnung und Ausführung ganz meisterhaft; die elementare Grundbedeutung des Donnergottes, welche freilich auch weit klarer ist als die anderer Gottheiten, ist aufs einleuchtendste nachgewiesen und in ihren Verzweigungen verfolgt. Mit Recht ist Uhlands Deutung jener Naturmythen so berühmt und vorbildlich geworden. Es fehlt aber ein anderes Element der Sagenforschung, das quellenkritische. Wie verhalten sich die Werke,

in denen eine Sage überliefert iſt, untereinander — äußerlich, nach Abfaſſungszeit, diplomatiſcher Ueberlieferung, und innerlich, nach gegenſeitiger Abhängigkeit oder Selbſtändigkeit der einzelnen Darſtellungen, nach Charakter uud Tendenz der einzelnen Verfaſſer? Dieſe Fragen ſind von ungemeiner Wichtigkeit; um nur an das klaſſiſche Beiſpiel zu erinnern, Baur hat durch ihre Stellung und Beantwortung der Kritik der neuteſtamentlichen Erzählungen einen ganz neuen und weit feſteren Boden gegeben. Er fragte: wie verhalten ſich z. B. die drei Synoptiker zu einander, welches iſt der Stammbaum ihrer Darſtellungen, welche Grundanſchauung hat jeder von ihnen, was iſt daher bei jedem als individuell, was als überliefert anzuſehen? Es iſt klar, daß das notwendige Vorfragen für die Kritik des Erzählungsinhalts ſind. Strauß hatte eben nur dieſen Inhalt ins Auge gefaßt; und gerade ſo hat es Uhland auf ſeinem Gebiete gemacht. Man kann nicht umhin, das als einen Mangel ſeiner Unterſuchung zu bezeichnen; es war aber faſt ein notwendiger Mangel, denn ſolche Quellenkritik war zu jener Zeit überhaupt noch nicht genügend in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt. Die Schrift über Thor hat übrigens unter dieſem Mangel kaum erheblich gelitten; nach den neueren Unterſuchungen ſind gerade die Sagen von Thor am reinſten überliefert, eine Kritik der Quellen hätte alſo gerade hier am wenigſten an dem Reſultate ändern können, das Uhland aus einer ſynoptiſchen Zuſammenfaſſung der Quellen gewonnen hatte.

Anders verhält es sich mit dem Mythus von Odin. Dieser sollte den zweiten Teil der „Sagenforschungen" bilden; Uhland hat sich auch gleich nach Vollendung seines Thor daran gemacht. Die Arbeit blieb aber dann wieder liegen, vielleicht durch die in den Vordergrund tretenden Volksliederstudien zurückgedrängt. Erst in den fünfziger Jahren hat Uhland die Abhandlung über Odin ausgeführt; das Manuskript ist in seinem Nachlaß gefunden worden und macht ganz den Eindruck, im wesentlichen druckfertig geworden zu sein. Auch hier beschränkt sich Uhland vollständig auf die nordische Sage; und hier hat diese Beschränkung ihre Schattenseite. Sie ist methodologisch durchaus zu loben, aber der Mythus konnte in dieser Beschränkung nicht erschöpft werden. In der nordischen Sage ist Odin in den Mittelpunkt des Götterſystems gestellt, sein ganzes Wesen in das Geistige gesetzt. Die allgemeine Religionsgeschichte und die deutschen Sagen zeigen sofort, daß das in keiner Weise das Ursprüngliche sein kann. In der deutschen Sage ist Wodan, oder welcher Name sonst für ihn substituiert sein mag, weit reiner in seiner echten Naturbedeutung erhalten als in der nordischen. Dieser letzteren folgend stellt Uhland Odin durchaus nur als geistiges Wesen dar; wiederum ist die Analyse dieses geistigen Wesens in den verschiedenen Veräſtelungen seiner Thätigkeit vortrefflich gegeben. Aber man hätte wenigstens in einer Einleitung oder in einem Schlußabschnitt eine Darstellung davon erwartet, wie sich dasselbe

aus der Naturvorstellung heraus entwickelt habe. Neuere Forschung hat gezeigt, daß Odin nur auf künstliche Weise zum Mittelpunkt der nordischen Mythologie gemacht worden ist, daß der eigentliche Nationalgott der Norweger vielmehr Thor war und daß Odin aus den dänischen und deutschen Ländern, wo er weit mehr als im Norden verehrt war, erst später als Hauptgott in den Norden vorgedrungen ist, gewissermaßen als Repräsentant einer höheren Kultur, wie er denn im Harbardsliede ausdrücklich als Gott der Vornehmen dem Bauerngotte Thor gegenübergestellt ist. Uhland hat übrigens einen sehr bedeutenden Schritt zu dieser Erkenntnis gethan; ein gut Teil der Resultate, welche in Petersens epochemachender Schrift über den nordischen Götterdienst gewonnen sind, findet sich schon bei ihm, wenigstens angedeutet. Er hat schon ganz deutlich ausgesprochen, daß der Kultus Odins namentlich aus Dänemark und dem Kontinent, der Freys aus Schweden stammte, womit, als dritter im Bunde, Thor als der norwegische Gott gegeben war. Bis in ihre Konsequenzen hat er diese Unterscheidung leider nicht verfolgt; das System der eddischen Mythen von Odin, das doch keinesfalls ursprünglich ist, aufzulösen, hat er nicht versucht. Hier macht sich eben der Mangel einer Kritik der Quellen geltend; eine solche war nicht zu umgehen, wenn der Mythus nach allen Seiten erschöpfend behandelt werden sollte. Aber ein bedeutender Fortschritt über die Behandlungsweise des Thormythus hinaus ist es

jedenfalls, daß ethnographische und geschichtliche Verhältnisse in die Untersuchung hereingezogen sind; und zwar ist dieser Fortschritt geschehen in derselben Richtung, in welcher die späteren, das System der eddischen Götterlehre erschütternden Untersuchungen gegangen sind.

Die letzte Abfassung der Schrift über Odin fällt etwa zwanzig Jahre später als die Abhandlung über Thor. In die Zwischenzeit fällt eine andere Arbeit, die man im höchsten Sinn als Uhlands Lebensarbeit bezeichnen kann: die Volksliedersammlung und was dazu gehört.

Uhland hat schon sehr früh an eine Sammlung deutscher Volkslieder gedacht. Von weniger bestimmten Plänen und Ideen solcher Art abgesehen, spricht er wohl zum erstenmal im Jahr 1828 in einem Brief an Laßberg diesen Gedanken etwas bestimmter aus. Von da an hat er ihn nicht mehr losgelassen. Als er durch das Aufgeben seiner Professur die volle Muße für solche langsam fortschreitende Studien gewonnen hatte, ließ er, von 1835 an, kein Jahr vergehen, in welchem er nicht einmal oder mehr sich auf Reisen begeben hätte, um den auf den Bibliotheken weit und breit zerstreuten fliegenden Blättern und Sammelbänden an Ort und Stelle nachzuspüren. Nach einem Jahrzehnt etwa schloß Uhland ab und ließ die Texte der von ihm gesammelten Volkslieder 1844 und 1845 in einem starken, vornehm ausgestatteten Band erscheinen. Die Sammlung umfaßt im ganzen 368

Nummern, in fünf Büchern und einem Nachtrag, wozu am Schluß noch das bibliographische Quellenverzeichnis kommt. Die Texte sind geschöpft aus älteren Urkunden, aus Handschriften und aus Drucken bis ins siebzehnte Jahrhundert herab; nur ausnahmsweise ist die mündliche Ueberlieferung hinzugezogen worden. Dadurch unterscheidet sich diese Sammlung, deren Grundtendenz eine historische ist, sehr wesentlich von den meisten andern Volksliedersammlungen. Es ist aber überhaupt die bedeutendste, nach ihrem zeitlichen und örtlichen Umfang größte Volksliedersammlung in Deutschland; sie ist Vorbild und Aneiferung für eine Menge anderer Sammlungen geworden, welche im einzelnen der Forschung manchen Fortschritt gebracht haben, von welchen aber an allgemeiner Bedeutung ihr keine gleichgekommen ist. Nur das altdeutsche Liederbuch von Böhme läßt sich damit gleichstellen, und von solchen Sammlungen, die nur eine bestimmte Gattung der Volkslieder umfassen, ist die der historischen Volkslieder von Liliencron mit gleicher Auszeichnung zu nennen. Das Werk Böhmes führt allerdings auf einen Punkt, den Uhland in seiner Sammlung ganz beiseite gelassen hat, auf die Melodien der Volkslieder. Nach unsern jetzigen Begriffen gehört die Melodie zu solcher volksmäßiger Poesie als ganz wesentlicher Bestandteil; sie ist hier ein viel wesentlicherer als in der Kunstpoesie, namentlich der modernen, da die Volkslieder auf bekannte Melodien gedichtet wurden, die Form des Textes also durch die Melodie im voraus bestimmt

war. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß Uhland zwar ein Freund, aber kein fachmännischer Kenner der Musik war; und der Mangel der Melodien ist wohl der einzige, den man der Gesamtanlage seines Werkes nachsagen kann.

Die Volksliedertexte waren als erster Band bezeichnet; zwei weitere sollten eine Abhandlung über das deutsche Volkslied und kritische, erläuternde Anmerkungen zu den derselben bedürftigen Liedern enthalten. Diese Bände sind erst aus Uhlands Nachlaß herausgegeben worden. Die Abhandlung ist, nach einem Schema zu schließen, das sich vorgefunden hat, auf acht Abschnitte angelegt gewesen, von welchen sich nur die vier ersten, „Sommer und Winter", „Fabellieder", „Wett- und Wunschlieder", „Liebeslieder" gefunden haben, diese aber innerlich und äußerlich vollendet. Sie nehmen für sich allein schon einen starken Band ein; die Darstellung ist sehr eingehend und durch zahlreiche Anmerkungen belegt, welche von einer ganz außerordentlichen Belesenheit, einem unverdrossenen Fleiße Zeugnis geben. Zu diesen den Text der Abhandlung begleitenden Anmerkungen kommen dann aber, wiederum einen etwas schwächeren Band füllend, die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten und zwar zu dem weitaus größeren Teile derselben; diese Anmerkungen erstrecken sich durch die ganze Liedersammlung hindurch und scheinen somit vollendet zu sein. In beiderlei Anmerkungen hat Uhland das ganze Gebiet der Volkslieder ausgebeutet, nicht bloß der

deutschen, auch nicht bloß der germanischen überhaupt; besonders ausgiebig sind die skandinavischen gewesen. Die Darstellung der Abhandlung selbst ist dieselbe wie in dem Werk über den Minnesang, nur daß bei einem Buch über das Volkslied die besondern Abschnitte über die einzelnen Dichter natürlich wegfallen. Es ist abermals ganz innere Geschichte der Poesie, Darstellung ihrer Hauptmotive und Grundarten. Man wird nichts dagegen einwenden können, wenn der Herausgeber der Abhandlung sie zu dem reifsten und vorzüglichsten unter Uhlands Werken rechnet. Ganz entzückend ist, wie schon in früheren Arbeiten, doch vielleicht hier noch in höherem Grade, die Art, wie der Dichter — man darf ihm diesen Namen wohl geben — die Poesie auch in der Hülle des bloßen Volksbrauchs, selbst unter einer Decke unbeholfener Ausdrucksweise sofort herauszufinden weiß. Auch die kunstvolle und doch ganz natürlich eines aus dem andern entwickelnde Darstellung ist der höchsten Bewunderung wert. Diese Arbeit war es in der That wert, daß er jahrzehntelang seine beste Kraft an sie gerückt hat. Es gibt keine ihr vergleichbare Schrift über das deutsche Volkslied; ich wüßte nur Kreks Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte damit zu vergleichen.

Die Sagenforschung hat Uhland über diesem größeren Plane nicht liegen lassen, er ist vielmehr mit der alten Liebe zu ihr zurückgekehrt. Ein Lieblingsplan seiner späteren Jahre, den er im Jahr 1848 zum erstenmal erwähnt, war eine Sagenkunde Schwabens.

Es ist schade, daß er sie nicht ausgeführt hat; denn was wir statt dessen aus andern Händen erhalten haben, sind Materialsammlungen, die bei allem Wert im einzelnen ein solches zusammenhängendes Werk nicht ersetzen können. Ein Teil jedoch von Uhlands Werk, etwa die Hälfte des Ganzen, vom Jahr 1850 an geschrieben, ist vorhanden, freilich nicht in ganz druckfertigem Zustande. Es ist wenigstens für die allgemeine Geschichte und Mythologie wohl der wichtigere Teil; er handelt von der Vorgeschichte, der Ursage und Wanderungssage der Sueben und bricht in der Besprechung ihrer Göttersage ab. Die Darstellung verrät außerordentliche Umsicht und eine bei Uhland sonst nicht häufige Gabe, in kühnen Kombinationen scheinbar Fernliegendes zu verknüpfen. Die nordische Sage ist in sehr ausgiebiger Weise herbeigezogen. Das Werk nimmt so eine etwas isolierte Stellung unter Uhlands Abhandlungen ein. Manches dürfte vor einer abermaligen Untersuchung wohl schwer standhalten, leider sind die Fragen, die hier auftauchen, seither kaum wieder gründlich besprochen worden. Nur das Stammverhältnis zwischen Schwaben und Alemannen hat durch Baumann eine gründliche Erörterung erfahren, und Uhlands Ansichten müssen danach in diesem Punkte modifiziert werden; seine Meinung von einer ursprünglichen Verschiedenheit der schwäbischen und alemannischen Sprache, obwohl sie da und dort noch spukt, ist meines Erachtens schon zuvor hinfällig gewesen. Aber das Werk ist dafür eines von den

geistreichsten, die Uhland geschrieben hat, es gibt allenthalben zu denken und hätte schon längst einen ebenbürtigen Nachfolger zur eingehenden Prüfung und Weiterbildung seiner Resultate und Probleme reizen sollen; wäre nichts davon geschrieben als der Abschnitt über den Namen der Schwaben, so wäre schon dieser interessant genug gewesen, um der gelehrten Welt vorgelegt zu werden.

Uhland hatte eine äußere Veranlassung, mit seinen Sagenstudien auch weiterhin fortzufahren. Franz Pfeiffer, mit dem er schon lange in freundschaftlichem Verkehr stand, gründete im Jahr 1856 seine „Germania", welche in den ersten Jahren, solange Pfeiffer noch in Stuttgart lebte, daselbst erschien. Schon der Erscheinungsort war für schwäbische Forscher eine Aufforderung zur Teilnahme an dem Unternehmen. Uhland war von Anfang an sehr warm für dasselbe, und der erste Aufsatz, den die Zeitschrift brachte, war von ihm. Seine Beiträge, sechs an der Zahl, gehören sämtlich dem Gebiete der germanischen Sage an, zwei davon, „Sigemund und Sigeferd" und „Der Rosengarten von Worms" der allgemein deutschen, die andern vier: „Die Pfalzgrafen von Tübingen", „Dietrich von Bern", „Bodman", „Die Toten von Lustnau", der schwäbischen. An die letzteren schließt sich dann noch eine Reihe kürzerer, zum Teil nur skizzenhafter Aufzeichnungen zumeist über schwäbische Sagen an, von denen man annehmen kann, daß sie Vorarbeiten für das größere Werk über schwäbische Sagenkunde

sind, wenn nicht einzelne für besondere Veröffentlichung bestimmt waren. In diesen Aufsätzen ist es Uhland sichtlich wohl; es ist die Sage seines eigenen Volksstammes, die er da zu behandeln unternimmt; er hat die genaueste Kenntnis der Oertlichkeiten und der Ueberlieferung; hier lebt ihm alles und wogt wie ein Wald um ihn her; mit sichtlichem Behagen, in gemächlicher Breite erzählt er, schildert er, analysiert er das Geschilderte. Für den großen Zusammenhang der Wissenschaft hat er da nicht gearbeitet — obschon jeder Baustein im einzelnen dem großen Gesamtbauwerk zu gute kommen muß —, aber im kleinen hat er prächtig ausgeführte Darstellungen gegeben, in die vor allem der Ortskundige sich mit Genuß und nicht ohne Frucht vertiefen kann.

Diese letzte Phase von Uhlands gelehrtem Schaffen — sie endet erst mit seiner letzten, tödlichen Krankheit — gemahnt mich sehr an die letzten Erscheinungen seiner erzählenden Dichtung. Auch in diesen versenkt er sich in die Natur und Geschichte seiner schwäbischen Heimat; das Ineinander von Erzählung und Naturempfindung ist hier wie dort dasselbe. Man kann überhaupt versucht sein, Uhlands Dichtung und Forschung als nah verwandt zu bezeichnen. Hängen sie doch in ihrer Genesis eng miteinander zusammen und stehen in der lebendigsten Wechselwirkung untereinander. Die Stoffe seiner erzählenden Dichtung sind, mit geringen Ausnahmen, derselben Art wie in seinen gelehrten Arbeiten; außer der Hinwendung zum Mittel-

alter ist beiden Teilen seiner Schriftstellerei die Vorliebe für die einfachen Kulturformen gemeinsam, in welchen das eigentlich Poetische am unmittelbarsten und elementarsten hervorbricht. Beide Male auch dieselbe Kunst der Darstellung, nicht prunkhaft rhetorisch oder geistreich schillernd, sondern ruhig, sachlich, erwärmend und erleuchtend. Schließlich sind es doch die Grundzüge seines menschlichen Charakters, welche da zum Vorschein kommen, welche bei seiner keiner Verstellung und Schminke fähigen Natur überall klar zu Tage liegen: ein treuer, hingebender Sinn und ein der stillen Schönheit gegenständlicher Poesie zugewendetes Gemüt.

## 5.

Im Herbſt desſelben Jahres, in welchem Uhland in Stuttgart geweſen war, um zum letztenmal ſeinen politiſchen Pflichten zu genügen, mußte er ſich abermals dorthin begeben, um einen ſeiner engſtverbundenen Freunde zu Grab zu geleiten. Guſtav Schwab war am 4. November 1850 ganz plötzlich, ſcheinbar aus voller Geſundheit heraus, geſtorben. Die trüben fünfziger Jahre wollten überhaupt nur wenig Erfreuliches bringen. Im Jahr 1855 ſtarb auch der alte Freund und Genoſſe der germaniſtiſchen Forſchungen, Joſeph von Laßberg, fünfundachtzig Jahre alt; er war bis in ſeine letzten Jahre ein Bild friſch grünenden Alters geblieben. Der politiſche Horizont war ſchwer bewölkt; umſonſt war der ganze Aufſchwung der vierziger Jahre geweſen. Mancher Freund Uhlands, der, ohne vielleicht in ſeinen Meinungen viel radikaler zu ſein, ihnen einen ſtürmiſcheren Ausdruck gegeben hatte, lebte im Auslande als Flüchtling, ein paar

waren sogar standrechtlich erschossen worden. Gewiß, die politische Stimmung, die wir in einigen Gedichten zwanzig Jahre früher gefunden haben, mußte auch jetzt noch, nur verschärft, in Uhlands Gemüt herrschen. Sein Verhalten in einer Angelegenheit, die viel von sich reden gemacht hat, erklärt sich zum Teil aus dieser Stimmung.

Das Kapitel des preußischen Ordens pour le mérite schlug Uhland im Jahr 1853 zum Mitglied vor. Das Gerücht davon hatte sich schnell bis nach Tübingen verbreitet. Alsbald schrieb Uhland an Alexander von Humboldt, den Kanzler des Ordens, und bat, von seiner Ernennung abzusehen: er würde „mit litterarischen und politischen Grundsätzen, die er nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlösbaren Widerspruch geraten, wenn er in die ihm zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte"; es stünde ihm schlecht an, „mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während solche, mit denen er in vielem und wichtigem zusammengegangen, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil verfallen seien". Humboldt, dessen Einladung zur Annahme sich mit diesem Brief gekreuzt hatte, war sehr bestürzt: in seinem vierundachtzigjährigen Leben, so schrieb er sofort an Uhland, sei ihm wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen; der Orden sei eigentlich mehr eine Art von Akademie, er sei ohne jede politische

Rücksicht gestiftet worden und man habe die Auswahl der Mitglieder von jeher so getroffen, daß die Unabhängigkeit von allen politischen oder religiösen Gesichtspunkten habe ins Auge springen müssen, selbst sehr ausgesprochene Republikaner seien unter den Mitgliedern des Kapitels; Uhland möge ihn durch Beharren auf seiner Weigerung nicht einer peinlichen Verlegenheit aussetzen, ihn, der selbst aus seinen liberalen Grundsätzen niemals ein Hehl gemacht habe. Der höchst liebenswürdige Brief war vergeblich; Uhland beeilte sich, zu erwidern, daß es ihm ganz unmöglich sei, seinen Entschluß zu ändern: „Tief empfinde ich," schrieb er, „daß es minder schwer ist, der Ungunst und dem Unrecht die Stirne zu bieten, als einer großen und unerwarteten Begünstigung sich nicht entgegenkommend zu erzeigen." Ganz zu der nämlichen Zeit sollte Uhland zum Ritter des neugestifteten bayerischen Ordens für Wissenschaft und Kunst ernannt werden; auch diese Auszeichnung wies er mit derselben Begründung zurück.

Dieses Verhalten hat die verschiedenste Beurteilung erfahren. In Norddeutschland hat man es vielfach als Abneigung gegen Preußen ausgelegt, wie sie in Süddeutschland gerade zu jener Zeit in sehr hohem Maße vorhanden war; und es hat noch jüngst sich eine Stimme in diesem Sinn hören lassen. Kein Zweifel, daß Uhland auch an jener Abneigung teilnahm; aber er hat ja doch auch den bayerischen Orden zurückgewiesen. Warum soll er nicht die Wahrheit

gesagt haben, wenn er schrieb, er möge nicht als einer erscheinen, der angesichts der Not und Verfolgung seiner politischen Freunde sich mit Ehrenzeichen abspeisen lasse? Beide Orden hatten keinerlei politische Bedeutung; aber sie kamen aus den Händen deutscher Fürsten, der bayerische direkt, der preußische wenigstens durch die Bestätigung des Königs. Aus Fürstenhand wollte Uhland einmal kein Geschenk annehmen; am wenigsten zu einer Zeit, da er den Gebern mißtraute, da er zu der Meinung Grund zu haben glaubte, man wolle durch die Auszeichnung eines Mannes von seiner politischen Stellung sich das Ansehen des Liberalismus geben. Er hätte aber wahrscheinlich in früherer Zeit ebenso gehandelt. Wenn er in etwas ein Republikaner der Grundgesinnung nach war, so war er es jedenfalls darin, daß er von oben keine Gabe haben wollte, durch die er seine völligste Unabhängigkeit hätte gefährdet glauben können. Der König von Bayern äußerte auf die Nachricht von der Ablehnung: „So haben wir doch gezeigt, daß diesmal das Vorurteil nicht auf unserer Seite war.“ Es war jedenfalls ein ehrliches Vorurteil, es war keine Koketterie dabei; wer den Mann kannte, würde wahrscheinlich schon im voraus gesagt haben, daß er nicht anders zu handeln imstande sein werde. Und ist nicht dieser schroffe Stolz unendlich besser als das unendlich viel häufigere Gegenteil davon?

Es fehlte Uhland nicht an andern Ehren, deren Annahme sein politisches Gewissen nicht belasten konnte.

Rückſicht geſtiftet worden und man habe die Auswahl der Mitglieder von jeher ſo getroffen, daß die Unabhängigkeit von allen politiſchen oder religiöſen Geſichtspunkten habe ins Auge ſpringen müſſen, ſelbſt ſehr ausgeſprochene Republikaner ſeien unter den Mitgliedern des Kapitels; Uhland möge ihn durch Beharren auf ſeiner Weigerung nicht einer peinlichen Verlegenheit ausſetzen, ihn, der ſelbſt aus ſeinen liberalen Grundſätzen niemals ein Hehl gemacht habe. Der höchſt liebenswürdige Brief war vergeblich; Uhland beeilte ſich, zu erwidern, daß es ihm ganz unmöglich ſei, ſeinen Entſchluß zu ändern: „Tief empfinde ich," ſchrieb er, „daß es minder ſchwer iſt, der Ungunſt und dem Unrecht die Stirne zu bieten, als einer großen und unerwarteten Begünſtigung ſich nicht entgegenkommend zu erzeigen." Ganz zu der nämlichen Zeit ſollte Uhland zum Ritter des neugeſtifteten bayeriſchen Ordens für Wiſſenſchaft und Kunſt ernannt werden; auch dieſe Auszeichnung wies er mit derſelben Begründung zurück.

Dieſes Verhalten hat die verſchiedenſte Beurteilung erfahren. In Norddeutſchland hat man es vielfach als Abneigung gegen Preußen ausgelegt, wie ſie in Süddeutſchland gerade zu jener Zeit in ſehr hohem Maße vorhanden war; und es hat noch jüngſt ſich eine Stimme in dieſem Sinn hören laſſen. Kein Zweifel, daß Uhland auch an jener Abneigung teilnahm; aber er hat ja doch auch den bayeriſchen Orden zurückgewieſen. Warum ſoll er nicht die Wahrheit

gesagt haben, wenn er schrieb, er möge nicht als einer erscheinen, der angesichts der Not und Verfolgung seiner politischen Freunde sich mit Ehrenzeichen abspeisen lasse? Beide Orden hatten keinerlei politische Bedeutung; aber sie kamen aus den Händen deutscher Fürsten, der bayerische direkt, der preußische wenigstens durch die Bestätigung des Königs. Aus Fürstenhand wollte Uhland einmal kein Geschenk annehmen; am wenigsten zu einer Zeit, da er den Gebern mißtraute, da er zu der Meinung Grund zu haben glaubte, man wolle durch die Auszeichnung eines Mannes von seiner politischen Stellung sich das Ansehen des Liberalismus geben. Er hätte aber wahrscheinlich in früherer Zeit ebenso gehandelt. Wenn er in etwas ein Republikaner der Grundgesinnung nach war, so war er es jedenfalls darin, daß er von oben keine Gabe haben wollte, durch die er seine völligste Unabhängigkeit hätte gefährdet glauben können. Der König von Bayern äußerte auf die Nachricht von der Ablehnung: „So haben wir doch gezeigt, daß diesmal das Vorurteil nicht auf unserer Seite war.“ Es war jedenfalls ein ehrliches Vorurteil, es war keine Koketterie dabei; wer den Mann kannte, würde wahrscheinlich schon im voraus gesagt haben, daß er nicht anders zu handeln imstande sein werde. Und ist nicht dieser schroffe Stolz unendlich besser als das unendlich viel häufigere Gegenteil davon?

Es fehlte Uhland nicht an andern Ehren, deren Annahme sein politisches Gewissen nicht belasten konnte.

Er gehörte nun zu den gefeiertsten Größen Deutschlands. Wer sich seinen politischen Grundsätzen verschloß, der konnte nicht umhin, dem Dichter die höchste Verehrung darzubringen. Die häßlichen Staubwolken, welche die von beiden Seiten mit nicht allzu edlen Waffen geführten Kämpfe um das junge Deutschland emporgewirbelt hatten, waren längst verschwunden; auch die ungestüme politische Dichtung der vierziger Jahre, in der neben wahren Schönheiten so viel Katzengold stak, war hinweggeweht. Der freche Spötter, der einst über Uhlands Ritterromantik in seiner geistreich-liederlichen Weise gewitzelt hatte, lag zu Paris in einer jahrelang währenden Auflösung, selbst geschmäht und verlassen, fast mehr, als er's verdient hatte. Wer war noch, der sich mit Uhland als Lyriker hätte messen können — wenn man, was doch billig zu fordern ist, den ganzen Umfang der Leistung überschaute? Er war und blieb der allgemein verehrte Nestor des Dichterordens. Seine Gedichte erlebten eine Auflage nach der andern; auch in fremde Sprachen wurden sie übersetzt. Viele von ihnen trug auch die Kunst der Musik in die weitesten Kreise. Nicht bloß die beiden vom guten Kameraden und von der Wirtin Töchterlein, welche vollständig zu Volksliedern geworden sind, die er auf der Brücke vor seinem Fenster und auf seinen Wanderungen wohl tausendmal erklingen hören konnte: noch einer bedeutenden Zahl anderer hat die Tonkunst sich bemächtigt. Es wäre unrecht, hier nicht einen Namen statt aller zu nennen, der

mit Uhland ebenso unzertrennlich verbunden ist, wie Weber mit Theodor Körner: den Namen Konradin Kreutzer, der, wie Uhland selbst im kleinen am größten, manches Lied des Meisters durch seine Kunst weiter verbreitet hat. Zumeist ist es der am tiefsten und breitesten in das Volk hinein wirkende Männergesang, der den Träger dafür abgegeben hat; aber auch die zartesten Klänge, die der herzbewegendsten unter den Künsten zu Gebot stehen, haben in gemischten Chören oder im Sologesang sich um manches zartere Lied geschlungen, und die größten Namen aus der Musikgeschichte unseres Jahrhunderts sind unter den Komponisten Uhlands zu nennen.

Der einfache Mann hatte seine Freude an dieser Art von Ehre und Popularität. Wenn er keinen Ordensstern auf seiner Brust sehen wollte, so freute es ihn, daß ein stattlicher Kauffahrer seinen Namen durch die Meere tragen sollte. Oeffentliche Huldigungen aber waren ihm immer peinlich. Bei der Naturforscherversammlung zu Tübingen im Jahr 1853 wurde auch auf ihn ein Hoch ausgebracht; er lehnte es ab, da sein Name nicht daher gehöre, und lachte herzlich dazu, als ein eifriger Verehrer, der ihn nicht von Gesicht kannte, entrüstet rief: „Werft den Kerl hinaus.“ Eine minder willkommene Zugabe zu seinem Dichterruhm waren die zahllosen Zusendungen poetischer Versuche, die er sich gefallen lassen mußte. Ohne jemals weh zu thun, hat er mit Freimut seine Meinung geäußert, zum Zuwarten geraten; nur wo die Frage

an ihn gerichtet wurde, ob der Schreiber nicht die Poesie als Lebensberuf ergreifen sollte, da hat er mit vollster Entschiedenheit abgeraten und sich damit gewiß um manchen ein Verdienst erworben.

Uhland hatte das Glück, bis ins Alter frisch und ungebrochen zu bleiben. Er war körperlich nie schön gewesen; zum Erstaunen aller Fremden hatte er nichts Imponierendes, nichts den Dichter, den Mann von Geist Verratendes in seinem Angesicht, und es ist ihm öfters passiert, vielmehr für einen Handwerksmann, etwa einen Uhrmacher, angesehen zu werden; nur der Glanz seines schönen blauen Auges machte einen tieferen Eindruck. Körperlich abgehärtet und geübt, gehörte er zu den zähen Naturen von guter, derber Substanz, welche keine Periode üppigen, strotzenden Blühens haben, aber dafür auch nicht alt werden. Bis in seine letzten Jahre blieb er der alten Sitte des Reisens getreu; mochten ihn besondere Veranlassungen dazu treiben, wie 1856 die Philologenversammlung zu Stuttgart und 1859 das große Schillerfest daselbst, bei welchem er — es ist wohl seine letzte öffentliche Rede gewesen — einen feurigen Trinkspruch ausbrachte; oder mochte er der alten Lust freier Wanderung huldigen. An den Bodensee und in die Schweiz hat ihn noch in seinen letzten Jahren manche Reise geführt, die letzte im Herbst 1861, auf der er das Grab des teuren Laßberg aufsuchte. Die Fußwanderung in näherem Umkreis blieb ihm immerwährend Bedürfnis; auch der Gebrauch des Fluß- und See-

bades, eine Uebung, welche die meisten sich sehr bald abgewöhnen, war ihm bis zu seinem letzten Jahre ein Genuß, von dem er auch durch widriges Wetter sich nicht abhalten ließ.

Der alte Goethe hat den Ausdruck geliebt: alt werden heiße eigentlich nichts anderes als viele erleben und viele überleben. Auch Uhland mußte einen um den andern von seinen Freunden vor sich ins Grab steigen sehen; überlebt hat ihn von seinen intimeren Freunden nur Karl Mayer. Im Juni 1861 starb sein politischer Gesinnungsgenosse Albert Schott, der einst mit ihm neben dem Präsidenten des Rumpfparlamentes geschritten war; gegen Ende des Jahres sein Schwager, der Staatsrat Roser, mit dem ihn trotz sehr verschiedener Anschauungen eine warme Freundschaft verbunden hatte. Am 23. Februar 1862 erlag Justinus Kerner einer Grippe; Uhland reiste der Jahreszeit zum Trotz zu seiner Bestattung nach dem entlegenen Weinsberg und gab wenige Tage darauf einem alten Freunde, dem Prosektor Baur in Tübingen, das Geleite. Kurz darauf fühlte er sich unwohl; der Arzt fand eine Rippenfellentzündung. Nach einigen Wochen besserte sich das Befinden des Kranken wieder etwas, so daß er außer Bett sein, sogar in seinen Garten gehen konnte; gesund ist er nicht mehr geworden; mit leidlichen Tagen wechselten schlaflose Nächte und die Kräfte blieben schwach.

Unterdessen kam Uhlands fünfundsiebzigster Geburtstag heran. Er wurde in ganz Deutschland mit

Reden und Gedichten festlich begangen. Uhland selbst mußte sich auf eine stille Feier mit den Seinigen beschränken. Von den zahlreichen Zusendungen, die er an jenem 26. April erhielt, und für die er sich nur in einem allgemeinen Dankschreiben erkenntlich bezeigen konnte, hat ihn wohl eine aus Oberschwaben am meisten erfreut; es war ein Goldstück, das ihm ein durch seinen „Waller" tief Ergriffener schickte mit den Worten: „Trinken Sie dafür eine Flasche des allerbesten Weins, der Ihr Herz mit Himmelswonne laben möge!"

Eine Operation an der Brust, welche nach einiger Besserung des allgemeinen Befindens vorgenommen wurde, ging sehr gut und ohne nachteilige Folgen von statten; es schien völlige Besserung zu erwarten, und sobald eine Reise möglich erschien, wurde der Kranke am 13. August in das Soolbad Jagstfeld verbracht. Aber die Atembeschwerden und Schlaflosigkeiten hoben sich nicht, die erwartete Wirkung des Bades blieb aus. So wurde zu Anfang Septembers die Rückreise angetreten, zunächst nach Stuttgart und von dort am 10. September nach Tübingen. Noch immer kamen Tage der Erleichterung, an denen selbst ein Aufenthalt im Freien möglich war; aber daß an keine dauernde Besserung gedacht werden konnte, mußten die Seinigen sich bald sagen. Im November mußte der Kranke auch die Tage im Bette zubringen; schwere Kämpfe mit der steigenden Atemnot folgten und ließen das Ende als eine Befreiung aus harter Not er-

ſcheinen. Am 13. November 1862, abends um neun Uhr, iſt Uhland ſanft entſchlafen.

---

Uhland iſt in einer gärenden, unheimlich bewegten Zeit heimgegangen. Es war nicht unrichtig, was das „Journal des Débats“ bei der Nachricht von ſeinem Tode ſchrieb: „Das Deutſchland Uhlands geht zu Ende.“ Eine neue Zeit ſtieg allmählich empor. Der Konflikt in Preußen hatte ſchon begonnen, als Uhland noch lebte. Es folgten der däniſche und der deutſche Krieg, die Luxemburger Angelegenheit, der norddeutſche Bund; und es konnte bald kein Zweifel mehr ſein, daß die Dinge in Deutſchland keinen andern Gang mehr nehmen konnten, als den ſie infolge dieſer übermächtigen Ereigniſſe genommen haben. Das war eine Zeit, in der es, namentlich für den Süddeutſchen, galt, zu vergeſſen, was dahinten lag, mit den Dingen und Perſonen, wie ſie nun einmal waren, ſeine Rechnung zu machen. Einem Manne von Uhlands Art wäre das zum mindeſten ſehr ſchwer gefallen. Hat er den ruhmreichen Feldzug von 1870, die definitive Ordnung der deutſchen Dinge nicht mehr erlebt, ſo iſt es ihm auch erſpart geblieben, die Jahre 1864 und 1866 zu ſehen, deren Ereigniſſe ihm tief hätten ans Herz greifen müſſen. Er ging dahin, ehe noch in ſeinem eigenen Lande der tiefe Riß durch die Reihen der alten Volksmänner ging, der auf der Verſamm-

lung von 1863 sich klaffend aufthat. Ihm war viel Bitteres erspart; aber seine Freunde, seine Gesinnungsgenossen in ganz Deutschland sahen mit trübem Herzen auf die Stelle, an der ein verehrtes Haupt sich zum Schlummer hingelegt hatte. „Deutschland schmerzt uns ohne ihn," sprach Mayer an seinem Grabe, und ein anderer schrieb: „Wir haben das Gewissen Deutschlands verloren."

Ja, es war ein Mächtiger hingegangen, der eine stille, aber starke Macht über die Gemüter geübt hatte. Keiner von den sieghaften Herrschergeistern, welche mit zündendem Genie und rücksichtsloser Thatkraft eine Welt in ihre Fußstapfen zwingen: ein stiller, unscheinbarer Mann, dessen Stille einen unbeugsamen Willen verbarg, der keiner Macht der Welt sich beugend aushielt, wo andere feig umkehrten, der seinen ruhigen Schritt, ohne nach rechts oder links zu blinzeln, weiter ging, als andere wie von Hornissen gejagte Pferde toll voranstürmten. Er ist aufrecht geblieben und er konnte es; denn kein Zweifel war bei Freunden und Gegnern an der Lauterkeit seines Wollens, an der makellosen Reinheit der Mittel, die er gebrauchte. Er war vornehm und stolz, zu vornehm, um je einen krummen Weg zu wandeln, zu stolz, um irgend einen fremden Willen über sich zu erkennen; aber er war nicht dünkelhaft, sein Stolz war von edler Bescheidenheit unzertrennlich. Der Mann, der keinem Fürsten zu weichen bereit war, er war nicht zu vornehm, auf seinen stillen Gängen Dornen und Steine zur Seite

zu ſchaffen und bei jeder Feuersnot herbeizueilen und ſelbſt an die Spritze zu treten. Die echte bürgerliche Geſinnung hat in ihm ihren vollendetſten, man darf ſagen klaſſiſchen Ausdruck gefunden; man möchte ein Stück von reichsſtädtiſchem Familienſtolz in ihm finden. Er war ſich nicht zu gut, mit dem Volk in ſeinen breiteſten Schichten freundlich zu verkehren; aber er war eine reinliche Natur und wollte mit dem Pöbel, in welchem Gewand er ihm nun entgegentreten mochte, nichts zu thun haben. Er hatte eine treue Anhänglichkeit an das Alte, er gehörte zu denen, welchen feſte Formen des Lebens heilig ſind, er war von rührender Pietät gegen die Bande der Familie, er nahm an dem kirchlichen Leben einen regelmäßigen Anteil; aber er machte ſolche Pietät keinem andern zum Geſetz, er wollte dem freien Denken und Handeln die Bahn offen wiſſen.

Und welcher Reichtum der künſtleriſchen Geſtaltungskraft war hinter dem ſtarren, unſchönen Antlitz, hinter dem ungelenken Auftreten verborgen! Welch weiſer Gebrauch der von der Natur ihm geſchenkten Mittel, welch genaue Kenntnis der Linie, auf der das Maß ſeiner Kraft lag! Welches künſtleriſche Formgefühl, welche Kunſt des reinſten Stils und dabei welche Gabe, dem gemeinen Manne zum Herzen zu reden! Uhland der Politiker wird einſt vergeſſen ſein, er wird nicht in den Büchern ſtehen, in denen ſich vor der Glorie einer neuen Zeit die Ideale einer alten ſo gerne zu Utopien umformen; Uhland

der Dichter wird nicht eher vergessen werden, als bis die Sprache und Ideenwelt unseres Jahrhunderts überhaupt einmal mit dem Staub der Vergessenheit bedeckt sein wird.

Im Menschen aber ist doch schließlich die höchste Einheit wahrer Größe zu finden; es sind nur einseitige Talente, in welchen künstlerische Bedeutung oder praktisches Genie nicht mit schöner Menschlichkeit gepaart sind. In Uhland war jene höchste Einheit der Kräfte. Wie bereit war der strenge Mann zu harmlosem Scherz, wie offen sein Herz für die Kleinen der Erde, für Kinder und Arme! Wie geneigt war er immer, auch an gegnerischen Meinungen die gute Absicht anzuerkennen, wie vermied er jedes bittere Wort, jede Hinüberspielung eines Zwistes auf das persönliche und moralische Gebiet! Wenn wir in seiner Dichtung den Charakterzug einer selbstbewußten, festgegründeten, aber stets mit edler Milde gepaarten Mannheit als den hervorstechenden finden zu dürfen glaubten: es ist derselbe, der durch seine ganze Persönlichkeit geht.

---

Am 16. November 1862 wurde Uhland beerdigt. Seine Bestattung gestaltete sich zu einer großartigen Totenfeier. Zwei besondere Eisenbahnzüge waren nötig, um die Teilnehmer alle nach Tübingen zu bringen; selbst die Schüler des Stuttgarter Obergymnasiums hatten ein paar Abgeordnete geschickt. In sechzehn

Abteilungen bewegte sich der Zug dem stillen Bergfriedhof zu, einem Orte, der nur einen heimlichen Blick auf einen Teil der Stadt gewährt, von sanften Anhöhen umschlossen, von jenem weltabgeschiedenen Frieden umweht, der uns oft so wunderbar aus den Liedern unseres Dichters entgegendringt. In würdiger Weise wurde der Tote von einer Reihe von Rednern gepriesen: in prosaischer Rede von dem feinsinnigen Dekan Georgii und dem Vertreter der Stadt Stuttgart, Oberbürgermeister Sick; poetische Worte riefen ihm nach der treue, am Grabe seiner edelsten Erinnerungen stehende Mayer und, als zwei der geachtetsten jüngeren Dichter Schwabens, mein Vater J. G. Fischer, dessen kraftvoller Stimme das Echo der Bergwand die Schlußworte seiner Ode deutlich nachhallte „Ludwig Uhland", und Ludwig Seeger, der geistreiche, feurige Dichter, der selbst über ein kurzes, er starb am 22. März 1864, zur Ruhe geleitet werden sollte. Ein Fackelzug am Abend schloß die Feier ab. Auch von auswärts vernahm man viel von Veranstaltungen zum Angedenken des Toten, in welchen nicht allein der Dichter gepriesen, sondern auch die politischen Ideen, die er vertreten hatte, verkündigt wurden.

Ein einfacher Gedenkstein erhebt sich auf der Stelle, wo Uhlands Reste ruhen. Aber schon wenige Tage nach seinem Hinscheiden wurden auch Veranstaltungen getroffen, um dem Dichter ein größeres Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten. Einstweilen wurde, im Herbst 1865, im Liederhallegarten zu Stuttgart dem

Dichter, der wie wenige im Gesange lebt, von seiten der größten Sängergesellschaft Schwabens eine Marmorbüste aufgestellt. Die Bewerbung für das Tübinger Denkmal rief eine stattliche Menge von Entwürfen hervor, unter welchen der den schlichten Volksmann recht zur Erscheinung bringende von G. Kietz gewählt wurde. Am 14. Juli 1873 wurde das Erzbild des Dichters enthüllt; es war ein weihevolles Fest, dessen alle Teilnehmer gern gedenken.

Ein nicht minder unvergängliches Denkmal hat ihm seine Witwe gesetzt, indem sie drei Jahre nach seinem Tode das köstliche Gedenkbuch herausgab, das uns in einer kräftigen, naturwahren Zeichnung von feinster, kunstgeübter Hand, die des Schmuckes fremder Farben nicht bedarf, das Bild des Mannes zum Greifen lebendig gegeben hat. Sie ist späterhin nach Stuttgart übergesiedelt und hier im Alter von zweiundachtzig Jahren erst am 5. Juni 1881 gestorben.

Uhland hat keine Erben seines Namens, keine direkte Nachkommenschaft hinterlassen. Dafür hat er in seiner schwäbischen Heimat und weit über sie hinaus, so weit Deutsche wohnen, ein Volk, das an seiner geistigen Erbschaft zehrt, das in ihm mit Dank einen Dichter sieht, den es ganz lieben, von dessen Geiste jeder freie, offene Geist einen Hauch verspüren kann, einen Menschen, dessen Gedächtnis es nur mit der höchsten Verehrung in sich wachrufen kann. Es werden noch oft Zeiten kommen, da es not thun wird, das Auge aus den beißenden Nebeln und dem grellen

Sonnenbrande der Gegenwart zu den Bildern solcher Männer zu erheben, auf die ein Volk als auf die Verkörperungen seines besten Seins hinblicken darf: Uhland wird immer in der Reihe dieser Männer stehen.

# Nachweise.

Seite 3 ff. Ueber Uhlands Familie siehe die Werke von Notter (1863) und von Uhlands Witwe (1865 und 1874). Ueber seine Biographie zumeist dieselben, sowie das zweibändige Werk von Karl Mayer (1867).

Seite 7 ff. Hierzu, sowie zu der späteren Darstellung der württembergischen Verfassungskämpfe vgl. Fricker und Geßler, Geschichte der Verfassung Württembergs (Stuttgart 1869).

Seite 10 f. Zwei lateinische Gedichte s. bei Jahn, Uhland, S. 109 ff. Wegen der deutschen s. oben S. 41 f.

Seite 15 f. Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Band 2, Seite 55.

Seite 16, unten. Siehe Kuh, Hebbel 2, 21 f. In diesem Werk und in Hebbels Tagebüchern findet sich viel Schönes über Uhland; ich habe das Wichtigste davon in der Neuen Zürcher Zeitung 1887, Nr. 64—67, zusammengestellt.

Seite 20, Zeile 7 v. u. Ueber das „Sonntagsblatt" s. Mayers Mitteilungen im Weimarischen Jahrbuch, Band 5, Seite 33 ff.

Seite 22, Zeile 8 ff. v. u. Siehe Jahn, S. 69.

Seite 24, Zeile 2. Ueber August Mayer s. Karl Mayer, Uhland, Band 1.

Seite 34, Zeile 3 ff. Siehe Chamisso, Werke, Band 5 (1839), Seite 294; Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Band 2, Seite 54.

Seite 35, Zeile 13 f. Ludovici Uhlandi de constituenda republica carmina, Latinitate et metris Horatianis vestita etc. (Stuttgart 1823.)

Seite 44, Zeile 1 ff. Der Aufsatz von Sintenis steht in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Band 106, Seite 369 ff.

Seite 46 ff. Vgl. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen (Berlin 1879).

Seite 49, Zeile 9 ff. Goethes Aussage s. Eckermann 1, 45 f. (Ausg. v. Düntzer); Heines Urteil s. in seinen Werken, Band 6, 254 ff.

Seite 55 ff. Vgl. Pfaffs Einleitung zu seinem Neudruck von „Trost Einsamkeit" (1883), welche aber zu einseitig die Sache der Romantiker führt, und Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung, Seite 192 ff.

Seite 62 f. Siehe Keller, Uhland als Dramatiker (Stuttgart 1877).

Seite 68, Zeile 16 ff. Siehe Holland, Zu L. Uhlands Gedächtnis, Seite 56. Mit diesen Worten Uhlands selbst und dem von mir Ausgeführten wird auch der strengen Kritik Vischers (Kritische Gänge, Neue Folge, Heft 4, Seite 138) ihr Recht widerfahren sein.

Seite 71, Zeile 7 ff. Siehe Notter, Uhland, S. 239.

Seite 79, Zeile 12. An derselben Stelle, welche Seite 49 citiert worden ist.

Seite 82, Zeile 11 ff. Den Plan dieses Gedichts hat Uhland in seinem Stilistikum mitgeteilt; s. Holland, Zum Gedächtnis L. Uhlands, Seite 51 f.

Seite 92, Zeile 8 ff. Abermals Worte aus Uhlands Stilistikum; s. Holland, Seite 36.

Seite 94, Zeile 18 ff. Siehe Hebbels Werke, Band 12, Seite 207 f.

Seite 94, Zeile 21 ff. Siehe Hebbels Tagebücher, Band 2, Seite 517.

Seite 99, Zeile 7 ff. Siehe Keller, Uhland als Dramatiker, Seite 320 f.

Seite 103, Zeile 6 ff. Siehe Vischer, Kritische Gänge, Neue Folge, Heft 4, Seite 146 f.

Seite 107 ff. Vgl. das zu Seite 7 ff. citierte Werk von Fricker und Geßler.

Seite 109, Zeile 5 ff. Vgl. Vreede, La Souabe après la paix de Bâle (Utrecht 1879), sowie (über die politischen Strömungen in Württemberg zu jener Zeit überhaupt) Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben (Hamburg 1875).

Seite 114, unten. Vgl. den Brief Kerners vom 25. Dezember 1817 (Württemb. Vierteljahrshefte, Jahrg. 1, Seite 220): „Wir wären einander ganz nahe, wärest Du kein hartnäckiger Jurist und in eine Familie eingekeilt, die zwar sehr brav denkt, die aber die Sache des alten Rechts bis zur Karikatur übertreibt." Was übrigens die Bemerkung über die Familie betrifft, so saß Kerner im Glashause, denn sein Bruder war damals Minister.

Seite 116, Zeile 2. Die Briefe sind an der in der vorigen Note genannten Stelle veröffentlicht. Die angeführten Worte s. bei Mayer, Uhland, 2, 71.

Seite 117. Es ist charakteristisch, daß Uhland auch in Frankfurt sich gegen die einseitige Erteilung einer Verfassung durch eine Regierung erklärt hat. Wenn Haym (Die deutsche Nationalversammlung, 2, 255) darin „einen Streich gegen Preußen" sieht, so möchte ich lieber sagen: Uhland hat hier seinen alten Rechtsgrundsatz wieder vorgetragen; Bosheit lag seinem Gerechtigkeitssinne fern.

Seite 119, Zeile 4 ff. Vgl. noch ferner den von Holland 1876 zur Tübinger Philologenversammlung herausgegebenen komischen Wettgesang zwischen Uhland und Rückert.

Seite 128, Zeile 19 ff. Holland, Zum Gedächtnis Ludwig Uhlands (Leipzig 1886).

Seite 136, Zeile 6 f. Siehe Kuh, Hebbel, 1, 234 ff.

Seite 142, unten. Siehe Mayer, Uhland, 2, 204.

Seite 156 f. Höchst lehrreich für Uhlands Anschauungen über diesen Punkt ist die fragmentarische Aufzeichnung, die in seinen Schriften, Band 8, Seite 620, abgedruckt ist. Er

beobachtet Bauernkinder, die mit Topfscherben Landwirtschaft spielen; sie zeigen ihm die allzeit zu neuen Gestaltungen bereite Phantasie des Volkes: „Die Mythologie ist reich, aber so reich ist sie nicht, daß sich aus ihrem Gebröckel eine Märchenwelt erzeugen könnte." Es kann kein Zweifel sein, daß diese Worte gegen Grimms Anschauungen gerichtet sind.

Seite 158, unten. In Stuttgart bei J. G. Cotta erschienen; Inhalt der acht Bände (ein Stern bezeichnet das schon von Uhland selbst Veröffentlichte):

1. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter.
2. Ders. Schluß.
   Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert.
3. Abhandlung über die deutschen Volkslieder.
4. Anmerkungen zu den Volksliedern.
   Ueber das altfranzösische Epos.*
5. Walther von der Vogelweide.*
   Der Minnesang.
   Ueber die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache.
   Zur Geschichte der Freischießen.*
   Ueber die Sage vom Herzog Ernst.
6. Sagenforschungen: a) Thor,*
   b) Odin.
7. Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker.
8. Schwäbische Sagenkunde.
   Abhandlungen aus Pfeiffers Germania.*
   Nachträge.

Seite 168, Zeile 4 ff. Siehe Uhlands Brief an Pfeiffer im Anhang zu dem Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland, Seite 328.

Seite 182, Zeile 5/4 v. u. Siehe Hermann Grimms Jubiläumsartikel in der Deutschen Rundschau, Band 51, Seite 66, in dem man leider neben der geistreichen Auffassung auch ein paar thatsächliche Irrtümer verzeichnen muß.

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C024201181

M323868